

NILS ERIKSEN



Staatstreich

ROMAN



Staatsstreich

LESEPROBE

NILS ERIKSEN

SVANEN

Staatsstreich

Copyright © 2024 by Nils Eriksen

info@nils-eriksen.de

Inhalt der kompletten Ausgabe

Prolog: Die letzte Fahrt von U-2505 *

1. Schatten der Macht * 29
2. Risse im Fundament * 51
3. Das Rätsel von Recoleta 67
4. Zugreise ins Ungewisse 85
5. Widerstand im Schatten der Anden 107
6. Die Belagerung von Córdoba 131
7. Im Netz der Verschwörung 153
8. Die Flucht aus Patagonien 165
9. Der Sturm auf Valle Perdido 193
10. Das Geheimnis der Seilbahn 209
11. Schachzüge im Präsidentenpalast 225
12. Der Wettlauf beginnt 239
13. Das Schicksal von Buenos Aires 249
14. Durchbruch bei Dämmerung 263
15. Der Triumph der Demokratie 277
16. Das Echo des Abenteuers 291

** enthalten in dieser Leseprobe*

Die letzte Fahrt von U- 2505

Travemünde, 1. Mai 1945

Friedrich Gerhardt spürte das Vibrieren des U-Bootes unter seinen Füßen, als die mächtigen Motoren von U-2505 die neblige Stille der Ostsee durchschnitten. Am Horizont tauchte der Leuchtturm von Travemünde auf. Er wirkte auf die Männer auf der Brücke wie ein trügerisch willkommenes Symbol für das Ende einer Ära. Friedrichs eisgraue Augen verengten sich, als er das U-Boot durch die sich langsam lichtenden Nebelschwaden steuerte. Er war ein Mann, den der grausame Konflikt in den letzten Jahren geformt hatte. So sehr, dass er selbst in den letzten Tagen dieses Krieges unerschütterlich wirkte. »Travemünde in Sicht, Kapitänleutnant«, meldete der Ausguck, seine Stimme eindringlich in der Stille des Morgens.

»Bestätigt«, antwortete Friedrich knapp, den Blick fest auf das sich nähernde Ufer gerichtet. An Steuerbord sah er das Casino von Travemünde, an Backbord den Priwall, vor ihm die Hafeneinfahrt. Trotz der Nachricht von der bevorstehenden Ankunft lag eine unheilvolle Schwere in der Luft, eine Vorahnung, die Friedrich nicht abschütteln konnte. Er wusste, dass die Welt, die sie nun erwartete, eine andere war als jene, die sie

hinter sich gelassen hatten. An Deck stand Karl-Heinz Müller, sein Erster Offizier, und blickte mit einer Mischung aus Erleichterung und Sorge auf die Küste. Sein Gesicht war von Salz und Wind gezeichnet, in seinen Augen spiegelten sich die Stürme der letzten Jahre. Er hatte in diesem Krieg zu viel gesehen, zu viele gute Männer untergehen sehen, auf U-Booten ganz wie dem ihren. Die Sehnsucht nach einem friedlichen Leben nagte an ihm, und doch war da dieser Zweifel, der sich wie ein Schatten über seine Hoffnungen legte.

»Glaubst du wirklich, dass es vorbei ist, Karl-Heinz?«, fragte Friedrich, ohne den Blick von der Trave zu nehmen.

Karl-Heinz zögerte. »Ich hoffe es«, sagte er schließlich. »Aber ich fürchte, der Frieden hat seinen Preis.«

Unter ihnen, im Herzen des stählernen Bootes, arbeitete Walter Richter, der Obermaschinist, mit ölverschmierten Händen an den Dieselmotoren. Er war ein Meister seines Fachs, ein Mann, der im Rhythmus der Maschinen lebte und atmete. Walter spürte, wie die Rotoren langsamer wurden, als sie sich dem Hafen näherten. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und dachte an das Zuhause, das vielleicht noch auf ihn wartete. Vielleicht, denn sie alle wussten, wie schlimm es um das bevorstehende Kriegsende stand. Als sich U-2505 dem Kai näherte, verdichtete sich der Nebel zu einem undurchdringlichen Schleier, der die Welt in ein gespenstisches Halbdunkel tauchte. Kapitänleutnant Gerhardt spürte, wie die Spannung an Bord stieg; jeder wusste, dass die letzte Fahrt nach Travemünde auch die gefährlichste werden könnte. Sie waren über die Nordsee und die Ostsee gekommen, hatten Stürme und hohe Seen überstanden, doch es war der Himmel, der nun ihre größte Bedrohung darstellte - Fliegeralarm, um genau zu sein.

Oberleutnant zur See Karl-Heinz Müller stand an Deck, den Blick gen Himmel gerichtet, als könnte er den Angriff erahnen, bevor er kam. Er dachte an seine Eltern, an das ländliche Haus bei Hamburg, an die kleinen Freuden des Friedens. Die Sehnsucht in ihm brannte intensiver als die Kälte, die durch

seine Kleidung drang. Er wünschte sich nichts sehnlicher, als dass dieser Krieg, der ihm so viel abverlangt hatte, endlich zu Ende ging. »Es muss bald vorbei sein«, sagte er in den Wind, »es muss einfach vorbei sein«.

Plötzlich durchbrach ein schriller Pfiff die Stille: Da war er, der Fliegeralarm. Müllers Herz schlug schneller, während er U-2505 geschickt an den Kai manövrierte. Die Männer an Bord erstarrten für einen Moment in gespannter Erwartung. Der Lärm brach über sie herein. Britische Flugzeuge donnerten über den Kai, ihre dunklen Silhouetten zeichneten sich wie herannahende Raubvögel gegen den grauen Himmel ab. Das Dröhnen ihrer Motoren war ein ohrenbetäubendes Crescendo, das die Luft erzittern ließ. Gerhardt rief Befehle, seine Stimme fest und ruhig trotz des Chaos, das über ihnen ausbrach.

»Alle Mann in Deckung!«, schrie Karl-Heinz, als die ersten Schüsse fielen und das Wasser um das U-Boot zischte. Zum Abtauchen war natürlich keine Zeit gewesen, schon gar nicht in der engen Trave. Die englischen Jäger kreisten wie Haie am Himmel, ihre Maschinengewehre waren eine tödliche Bedrohung.

Walter Richter tauchte neben Gerhardt auf, sein Gesicht glänzte von Öl und Schweiß. »Wir müssen die Maschinen stoppen«, rief er über das Dröhnen hinweg. Friedrich nickte knapp, und Walter verschwand wieder in den Tiefen des U-Boot, zu den Motoren, die sie hierher gebracht hatten. Die Besatzung arbeitete daran, das U-Boot zu vertäuen, während die Flugzeuge einen zweiten Anflug starteten. Die Mannschaft war erfahren; sie bewegten sich mit einer Effizienz, die in vielen langen Monaten auf See perfektioniert worden war. Trotz der Angst in ihren Augen ließen sie sich nicht aus der Ruhe bringen.

Karl-Heinz stand neben Friedrich, den Blick gen Himmel gerichtet, als die Flugzeuge eine Schleife zogen und zum dritten Mal angriffen. Er blickte auf die Travemünder Kirche und sprach ein kurzes Gebet, dass sie diesmal verschont blieben. »Nur noch ein bisschen«, sagte er.

Dann verschwanden die Flugzeuge so schnell, wie sie gekommen waren. Die Stille, die auf das Donnern folgte, wirkte unnatürlich. Die Männer an Bord atmeten auf – einige beteten, andere fluchten, doch alle waren dankbar für die Gnade, erneut dem Tod entronnen zu sein.

Als U-2505 endlich sicher am Kai vertäut war und die Gefahr vorüber schien, ließ Müller seinen Blick noch einmal über die Trave schweifen. Er wusste, dass sie entkommen waren, aber die Unruhe in seinem Herzen blieb. Im Inneren des Bootes herrschte scheinbar Chaos. Obermaschinist Walter Richter war in seinem Element, umgeben von dem Summen und Zischen der nunmehr gestoppten Maschinen. Im flackernden Licht nackter Glühbirnen bewegten er und seine Mannschaft sich wie Geister durch einen Wald aus Metall, die Gesichter ernst, die Bewegungen präzise.

»Los, Jungs, wir haben nicht den ganzen Tag Zeit«, sagte Richter und wischte mit einem ölverschmierten Lappen über die glänzende Oberfläche einer der Hochleistungsbatterien des U-Bootes vom Typ XXI. Diese Batterien waren das Herzstück des Bootes, das es ihm ermöglichte, länger und leiser unter Wasser zu bleiben als jedes andere U-Boot im Ozean. Sie hatten die dreifache Kapazität der Vorgängerboote. Aber sie waren auch launisch und benötigten ständige Pflege und Aufmerksamkeit. Der ganze U-Boot Typ war neu und eilig konstruiert worden, das merkte Richter, wenn wieder etwas nicht so funktionierte, wie es sollte - was eigentlich täglich der Fall war. Ein junger Matrose kämpfte mit dem Anschluss eines Messgerätes. Richter beobachtete ihn eine Weile, dann trat er näher und gab eine kurze Anweisung. Die Hand des Jungen zitterte nicht mehr, als er das Gerät richtig angeschlossen hatte.

»Sehr gut, Weber.« Richters anerkennendes Nicken war selten und somit von hoher Bedeutung. »Jetzt der Nächste. Wir müssen wissen, dass uns jede Zelle dieser Batterien sicher weiterbringen kann.«

Die Luft war dick von Öldunst und Schweiß, aber die

Männer arbeiteten weiter, bis jede Batterie überprüft war - und nur wenige Zellen ausgefallen waren und vom Netz genommen werden mussten. Kaum hatten sie die Wartungsarbeiten beendet, als der Ruf ertönte, der sie alle an Deck befahl. Müde, aber diszipliniert kletterten sie die schmale Leiter hinauf ins trübe Tageslicht, das den Nebel durchdrang.

Am Ostpreußenkai bot sich ihnen ein Bild, das Fragen aufwarf. Eine endlose Reihe von Treibstofffässern wurde bereits an Bord gebracht, begleitet von Kisten, deren Inhalt durch große, schwarze Zeichen als »Hochvertraulich« gekennzeichnet war. Die Männer tauschten beunruhigte Blicke aus; diese Ladung gehörte nicht zum üblichen Nachschub für ihr Boot.

Müller trat mit undurchdringlicher Miene vor die versammelte Mannschaft. »Meine Herren«, begann er mit fester Stimme, »unser Auftrag hat sich geändert.« Ein Raunen ging durch die Reihen, und sie begannen zu spekulieren. »Diese Fracht ist von größter Wichtigkeit. Es ist eine neue Ausrüstung, die uns einen Vorteil verschaffen soll.« Müllers Blick glitt über die Gesichter seiner Männer, jedes ein Spiegel des Krieges, gezeichnet von Hoffnung und Verzweiflung. »Wir müssen uns noch einmal auf die Reise machen. Wir werden tiefer tauchen und länger schweigen als je zuvor. Unser Ziel ist klar, unsere Pflicht unumstößlich. Wir müssen unseren Beitrag leisten.«

Dass Müller selbst gehofft hatte, nach dieser Reise wieder nach Hause zu kommen, behielt er wohlweislich für sich, aber er wusste, dass es den Männern genauso gehen musste. Sie nickten, die einen mit wachen Augen, die anderen mit einer Last auf den Schultern, die schwerer zu sein schien als die Kisten, die sie an Bord trugen. Aber alle wussten, dass sie keine andere Wahl hatten, als dem Ruf ihrer Bootsführung zu folgen.

* * *

Am Ostpreußenkai herrschte reges Treiben, als die Besatzung widerwillig die neuen Befehle entgegennahm. Während sie die

Treibstofffässer und die mit Geheimhaltungsstempeln versehenen Kisten an Bord brachten, spiegelten sich in ihren Gesichtern die unterschiedlichsten Emotionen wider. Einige der jüngeren Matrosen, deren Augen noch wacher waren, schienen von der Geheimniskrämerei und dem Versprechen neuer, mächtiger Waffen beflügelt. In ihren Blicken lag noch der Glaube, das Kriegsglück könne sich wenden. Müller wusste es besser, er hatte von den Berichten gehört, dass die britischen Truppen vor Hamburg standen.

Unter den älteren Seeleuten jedoch, die schon zu viele Kameraden und Schlachten gesehen hatten, war das Feuer längst erloschen. Ihre Bewegungen waren von einer tiefen Erschöpfung gezeichnet, die weit über die körperliche Müdigkeit hinausging. In ihren Augen war der Glanz längst erloschen und hatte der Sehnsucht nach einem Ende des sinnlosen Blutvergießens Platz gemacht.

Müller, bekannt für seinen pragmatischen Verstand und seine realistische Weltsicht, stand vor der Mannschaft. Die Männer respektierten ihn nicht nur als ihren Vorgesetzten, sondern auch als einen Mann, der die Ausweglosigkeit des Krieges erkannt hatte und dennoch seine Pflicht tat, um möglichst viele seiner Männer lebend nach Hause zu bringen. Im krassen Gegensatz dazu stand der U-Boot-Kapitän, ein überzeugter Nationalsozialist, dessen Regime- und Ideologietreue keinen Raum für Zweifel oder Menschlichkeit ließ. Er war ein Mann, der die Parolen der Partei noch immer mit fanatischem Eifer verkündete und von seinen Männern erwartete, dass sie seinem Beispiel folgten, ohne Rücksicht auf die Realitäten des Krieges oder die sich abzeichnende Niederlage. Und wie Müller wusste auch er in seinem Innersten, dass die Stunde gekommen war.

Die Besatzung spürte stets die Last der unterschiedlichen Führungsstile. Sie wussten, dass ihr Kapitänleutnant sie nicht unnötig in Gefahr bringen würde, doch die Präsenz des Kapitäns ließ keinen Raum für Widerspruch oder Diskussion.

»Kameraden«, begann er, und in Müllers Stimme schwang die Last der Verantwortung mit, »unsere Befehle haben sich geändert. Dieses Material ist für den weiteren Verlauf des Krieges von entscheidender Bedeutung. Wir sind auserwählt, diesen Auftrag auszuführen«, Müller lächelte zynisch in sich hinein. »Auserwählt«, das war eine interessante Wortwahl. Er wusste, dass viele der Männer, die vor ihm standen, Familien hatten, die auf ihre unversehrte Rückkehr hofften. Es war eine Last, die er trug, denn er wusste, dass Entscheidungen, die er traf, das Leben dieser Familien für immer verändern konnte. Ohne seine eigenen Angehörigen, die er als verschollen betrachten musste, fühlte Müller eine besondere Verantwortung für die Männer unter seinem Kommando.

»Wir gehen in dem Bewusstsein in den Einsatz, dass jeder von uns eine Rolle zu spielen hat«, fügte er hinzu. »Ich weiß, dass viele von Ihnen zu Hause erwartet werden.«

Die Männer hörten zu, einige mit einem flüchtigen Blick des Verständnisses für die subtile Botschaft, die Müller ihnen übermittelte. Er sprach nicht von Heldentum oder Sieg, sondern von der schlichten, ungeschminkten Wahrheit ihres Daseins als Soldaten in einem erbarmungslosen Krieg. »Unser Auftrag ist klar, und wir werden ihn erfüllen. Keine unnötigen Risiken«, fügte er hinzu, und seine Worte richteten sich gleichermaßen an den Kapitän wie an die Besatzung.

* * *

In den frühen Morgenstunden des 1. Mai, unter einem wolkenverhangenen Himmel, der keine Feierlichkeiten zuließ, machte sich U-2505 zum Auslaufen bereit. Der Kurs sollte ins Kattegat führen, nach Norden, vor Dänemark. Für die Besatzung war dieser Tag nicht mehr der Tag der Arbeit, sondern ein düsteres Echo. Die Nachrichten, die sporadisch und oft widersprüchlich über Funk kamen, erzählten von einer Welt draußen, die sich schnell und unwiderruflich veränderte. Tatsächlich

befand sich das Dritte Reich am 1. Mai 1945 in Auflösung. Die Rote Armee hatte Berlin eingenommen, in vielen anderen Regionen hatten die alliierten Streitkräfte die Kontrolle übernommen. Es gab Gebiete, die noch nicht vollständig besetzt waren, vor allem Teile Norddeutschlands, Norwegen und eine letzte Widerstandsbastion in den Alpen. Doch das konnte sich stündlich ändern, da die Elbe von den Aliierten überschritten wurde. Und es gab Schiffe wie dieses U-Boot, die von all dem nichts zu wissen schienen. Kapitän Gerhardt, der sich in seine Kajüte zurückgezogen hatte, brach das Siegel der Befehle. Die Worte, die er las, waren klar und unmissverständlich: Argentinien war das Ziel. Es war ein Befehl, der auf den ersten Blick wie eine Flucht wirkte, eine letzte verzweifelte Geste eines untergehenden Regimes. Doch Gerhardt lächelte, denn er wusste genau, welche Fracht sie transportierten, die in aller Eile nach Travemünde gebracht worden war. Das U-Boot, eines der letzten funktionstüchtigen Fahrzeuge der Kriegsmarine, sollte nun eine Reise antreten, die es wohl nicht mehr in ein Europa zurückführen würde, wie sie es kannten. Als U-2505 durch die Gewässer der Ostsee in Richtung Großer Belt fuhr, entfernte es sich von einem Land, das es kaum noch gab, und steuerte einem ungewissen Schicksal entgegen. Die Männer an Bord, konfrontiert mit der Aussicht auf eine lange und gefährliche Reise, konnten nur spekulieren, was ihre Ankunft in einer Welt nach dem Krieg bedeuten würde.

* * *

Am 3. Mai durchquerte das U-Boot das nördliche Kattegat. Friedrich Gerhardt rief die Offiziere in den engen Kommandoraum. Die Fahrt war gefährlich, denn Flieger konnten das Boot jederzeit entdecken. Tauchen war nicht minder gefährlich, da Minen in diesem Teil des Seegebiets trieben. Bleischweres Schweigen lag über den Männern, die sich um den Kartentisch versammelt hatten.

»Unser Ziel ist Argentinien«, sagte Gerhardt mit fester Stimme, die keinen Zweifel an seiner Entschlossenheit ließ. Seine Augen vermieden den Blickkontakt mit seinem ersten Offizier, Karl-Heinz Müller. Der zog eine Augenbraue hoch. »Und der Zweck?«, wagte er, zu fragen, in seiner Stimme eine Mischung aus Vorsicht und versteckter Herausforderung.

»Wir transportieren mehr als nur materielle Güter«, antwortete Gerhardt, ohne ins Detail zu gehen, wohl wissend, dass die Ladung des U-Bootes Themen berührte, die besser unangetastet blieben. »Es ist unsere Pflicht, diesen Auftrag zu erfüllen.«

Einige der Männer murrten, verärgert über die Aussicht, auf eine sinnlose Mission geschickt zu werden, während ihre Heimat in Trümmern lag. Doch bevor die Diskussion eskalieren konnte, kam der Funkoffizier mit einer Nachricht, die wie ein Messer durch die angespannte Atmosphäre schnitt. Das Dröhnen der Dieselmotoren war das einzige Geräusch, das die angespannte Stille durchbrach, als der Funkoffizier, ein junger Maat namens Weber, sich die Kopfhörer an die Ohren presste. Die Nachricht, die er empfing, war der letzte Wehrmachtsbericht, der von einem Sender Flensburg ausgestrahlt wurde - der provisorischen Hauptstadt des letzten Aufgebots des Dritten Reiches.

Mit zitternder Stimme las Weber vor: »Großadmiral Dönitz, der Reichspräsident, hat die bedingungslose Kapitulation aller deutschen Streitkräfte unterzeichnet. Der Krieg ist beendet.«

Die Nachricht hallte durch den Raum und ließ die Gesichter der Männer erstarren. Kapitänleutnant Gerhardt stand reglos da, die Fäuste geballt, als versuche er, die Wucht dieser Worte zu ignorieren. Müller hingegen ließ einen Anflug von Erleichterung über sein Gesicht huschen, bevor er sich wieder in die stoische Maske eines Offiziers verwandelte.

»Was bedeutet das für uns, Herr Kapitän?«, fragte Weber, seine Stimme brüchig vor Unsicherheit.

Gerhardt drehte sich langsam um, der Blick glitt über die Gesichter seiner Männer. »Das bedeutet, dass wir jetzt mehr denn je auf uns allein gestellt sind«, sagte er. »Die Welt mag sich gegen uns gewendet haben, aber wir haben immer noch einen Befehl auszuführen.«

Müller trat einen Schritt vor, den Blick fest auf Gerhardt gerichtet. »Kapitän, unser Kommando existiert nicht mehr. Es kann keinen Befehl mehr geben. Weiterzumachen wäre ...«

Gerhardt unterbrach ihn. »Ich kenne Ihre Bedenken, Müller. Aber solange ich das Kommando habe, werden wir unsere Befehle befolgen. Wir sind Soldaten. Das ist unsere Pflicht. Und glauben Sie mir: Der Befehl besteht weiter. Genauso wie unser Oberkommando weiter existiert - nur nicht dort, wo Sie es kennen«, fügte er geheimnisvoll hinzu. Der Konflikt zwischen Gehorsam und Vernunft, zwischen blindem Glauben und Wahrheit lag nun in der Luft. Während U-2505 weiter durch die kalten Gewässer des Skagerrak pflügte, kämpfte jeder Mann an Bord seinen eigenen inneren Kampf.

* * *

Im Maschinenraum, wo das monotone Brummen der Dieselmotoren die Ohren füllte, zückte Obermaschinist Walter Richter eine Zigarre und ein Streichholz. Mit einer sorglosen Geste, die die lange herrschende Disziplin verhöhnnte, strich er das Holz und hielt die Flamme an das Ende der Zigarre. »Na, wenn das so ist«, sagte Richter und inhalierte genüsslich den Rauch, »dann können wir jetzt die BBC hören, es gibt ja keinen anderen Sender mehr.«

Der Funker, der gerade den Maschinenraum betrat, musste schmunzeln. »Stimmt, und nicht nur Marschmusik und Propaganda. Vielleicht hören wir jetzt die Wahrheit.«

Einige der anwesenden Männer lachten leise, ihre Gesichter entspannten sich für einen Moment, als sie das Verbotene miterlebten, die Zigarre in der U-Boot-Enge. Der Vorfall an sich war

unglaublich: Rauchen im Maschinenraum war streng verboten, und überhaupt die Erwähnung der drei Buchstaben »BBC«. Aber der Kapitän bekam von all dem nichts mit. Weber und Richter gingen in den Funkraum. »Mal sehen, was die Briten zu sagen haben.« Er drehte den Knopf, und nach kurzem Rauschen erfüllte die markante, feierliche Stimme eines BBC-Sprechers den Raum. »... und wiederholen die Nachricht, dass der Krieg in Europa vorbei ist. Deutschland hat kapituliert. Heute ist der Tag des Sieges in Europa, der V-Day. In den Straßen Londons, in ganz Großbritannien und in den alliierten Nationen feiern die Menschen den Sieg und das Ende der dunklen Jahre des Krieges.«

Die Männer hörten zu, einige mit offenem Erstaunen, andere mit Erleichterung, nur wenige mit einem Anflug von Bitterkeit. Der Sieg war nicht ihr Sieg, das Ende des Krieges bedeutete für sie nicht Frieden, sondern Ungewissheit. Richter paffte an seiner Zigarre und ließ den Rauch aufsteigen, ein sichtbares Zeichen seiner Verachtung für die alten Regeln. »Tja, Kameraden, wenigstens wissen wir jetzt, dass wir Geschichte sind.«

Weber nickte, ohne den Blick vom Funkgerät zu nehmen. »Geschichte, ja. Aber ich frage mich, welche Geschichte man über uns erzählen wird ...«

Das Lachen war verstummt, und die Männer lauschten weiter, während die Stimme aus dem Radio von Freiheit und Neuanfang sprach - Begriffe, die für die Besatzung von U-2505 so fern und unerreichbar schienen wie der Blick in den Himmel in der Tiefe des Ozeans.

* * *

Tief im Inneren des stählernen Leviathans herrschte nach wie vor große Anspannung. Das Echo der »Victory Day«-Nachrichten hallte noch in den Köpfen der Männer nach, als sich eine Gruppe von Besatzungsmitgliedern um den Maschinisten

Hans Gruber versammelte. »Genug ist genug«, sagte Gruber mit einer Stimme, die kaum über ein Flüstern hinausging, aber wie ein Donnerschlag wirkte. »Wir haben Befehle befolgt, sind in die Hölle gefahren und wieder zurück. Aber jetzt ... jetzt ist der Krieg vorbei. Es kann keinen Befehl mehr geben, weiterzumachen. Wir sollen kapitulieren und nicht heiße Ware über die Weltmeere transportieren.«

Zustimmendes Gemurmel breitete sich unter den Männern aus, einige nickten entschlossen. Sie waren müde, erschöpft von Jahren unter Wasser, gejagt und gehetzt. In der Kommandozentrale stand Friedrich Gerhardt, der Mann, der dem Regime bis zuletzt die Treue gehalten hatte. Seine Augen waren kalt, als er die Meuterei spürte, die sich in seinem Boot zusammenbraute.

»Wir sind nicht länger blinde Werkzeuge des Krieges«, sagte Gruber. Es war ein Funke, der ein Feuer entfachte. »Wir müssen an unsere Familien denken, an eine Zukunft ohne Befehle von jenen, die uns in diesen Wahnsinn geführt haben!« Die Männer nickten, ihre Gesichter im fahlen Licht der Glühbirnen entschlossen und doch gezeichnet von der Angst vor dem Unbekannten.

Kommandant Gerhardt spürte den Verlust seiner Autorität wie das Entweichen von Luft aus einem Ballasttank. Als er von der aufkeimenden Meuterei erfuhr, stürmte er wütend und mit gezogener Pistole auf den rebellierenden Teil der Besatzung zu. »Zurück auf eure Posten! Das ist Befehlsverweigerung, das ist Verrat«, schrie er, seine Stimme überschlug sich vor Wut. Doch sein Ruf verpuffte ungehört. Die Männer waren bereit, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. In diesem Moment der Konfrontation trat Müller vor, den Blick fest auf Gerhardt gerichtet.

»Das reicht, Kapitän«, sagte Müller ruhig, aber bestimmt, während er sich dem Kommandanten näherte. Mit einer schnellen, entschlossenen Bewegung schlug er Gerhardt die Pistole aus der Hand, die mit einem metallischen Geräusch zu Boden fiel. Ein unglaublicher Vorgang, den er sich selbst vor einem Tag

noch nicht getraut hätte. »Sie werden gehen«, fügte Müller hinzu, seine Stimme tief und ruhig, aber mit Autorität. »Die See ist ruhig. Einige der Männer zögerten noch, unsicher, was dieser Akt der Rebellion für ihre Zukunft bedeuten würde. Aber der Wille zur Freiheit, das Bedürfnis, den Schatten des Krieges zu entkommen, war stärker.

Vor Skagen wurde das U-Boot gestoppt. Es schaukelte sanft in der erstaunlich ruhigen Dünung. Mit eiligen Schritten bereiteten sie drei Schlauchboote vor. Gerhardt, seiner Macht beraubt, stolperte im Turm zurück, die Augen voller Unglauben und Wut. »Ihr kommt alle vors Kriegsgericht«, rief er. Doch seine Worte klangen hohl - vor welches Gericht, fragten die Männer höhnisch zurück, für welchen Krieg? Diejenigen, die sich zur Flucht entschlossen hatten, ließen sich nicht beirren. Sie verfrachteten Proviant, Rationen und persönliche Gegenstände mit ihren Seesäcken ins Schlauchboot. Die Nacht empfing sie mit einem stillen Versprechen, als sie das U-Boot über die schmale Leiter verließen. Während sich das Schlauchboot von U-2505 entfernte, standen Müller und der Rest der Besatzung schweigend da.

* * *

Der Kapitän stand starr auf der Brücke und starrte auf die Silhouette der Schlauchboote, die sich im schwach schimmernden Licht des Mondes entfernten. Mit einem tiefen Atemzug drehte er sich zu seiner dezimierten Mannschaft um. »Tauchstation!«, sagte er mit fester Stimme. Die Besatzung reagierte trotz der Müdigkeit routiniert. Sie hatten diese Prozedur schon unzählige Male durchgeführt, aber noch nie unter solch angespannten Umständen. Die Brücke wurde geräumt, das Luk verriegelt.

»Tauchklappen schließen!«, sagte der Erste Offizier, während die Matrosen an den Stationen die Hebel betätigten, um die äußeren Klappen zu verriegeln, die das Wasser während

des Abtauchens abhalten sollten. Der Maschinist am Tiefenruder griff nach den Steuerhebeln, bereit, das U-Boot zum Tauchen zu führen. »Ruder auf Tiefe«, sagte er, während die Tauchruder angewinkelt wurden, um den Abstieg einzuleiten.

Der Kapitän gab die nächste Anweisung. »Instrumente, Druck und Dichtigkeit prüfen.« Schnell überprüfte die Crew die Anzeigen und Messgeräte, um sicherzustellen, dass alle Systeme funktionierten.

»Ballasttanks fluten!«, lautete der nächste Befehl. Das vertraute Geräusch von einströmendem Wasser erfüllte das U-Boot, als die Ballasttanks Wasser aufnahmen, um das Boot schwerer zu machen und den Abstieg zu unterstützen. Die Luft wurde merklich kühler, als die Kompressoren abgeschaltet wurden und das Boot langsam unter die Wasseroberfläche glitt. Die Männer hielten sich fest und spürten, wie das U-Boot unter ihnen zum Leben erwachte, während es in die Tiefe des Skagerrak hinabstieg.

»Luft aus den Auftriebstanks«, befahl der Kapitän. Noch mehr Wasser füllte die Tanks, um den Auftrieb weiter zu verringern und das Sinken zu beschleunigen. Gespannt beobachtete die Besatzung die Messgeräte, die nun unaufhörlich tickten und die zunehmende Tiefe anzeigten. Das leise Surren der Elektromotoren vermischte sich mit dem gedämpften Rauschen des Wassers, das nun das U-Boot umgab.

Schweigend beobachteten Müller und der Kapitän die Anzeigen, bis sich das U-Boot in sicherer Tiefe befand. Mit einem kurzen Nicken zeigte der Kapitän seine Zustimmung. In der sicheren Tiefe des Ozeans würde das U-Boot nun, verborgen vor den Augen der Welt, seinen langen Weg nach Argentinien fortsetzen. Die Männer gingen wieder an ihre Arbeit. Jedem war klar, dass ihr Schicksal nun wieder in den Händen des Kapitäns lag.

Müller lehnte sich an die kühle Stahlwand von U-2505. Sein Blick fiel auf die verbliebenen Männer, deren Gesichter im schwachen Schein der Instrumentenbeleuchtung gespenstisch

wirkten. Eine tiefe Falte grub sich zwischen seine Augenbrauen, als er das Ausmaß ihrer Lage begriff. Sie waren jetzt weniger als 30 Mann auf einem Schiff, das für 57 Mann ausgelegt war. Jeder an Bord des U-Bootes Typ XXI war für sein Spezialgebiet ausgebildet worden - von der Maschinenbedienung bis zur Navigation, von der Versorgung bis zur Waffenbedienung. Die Automatisierung an Bord hatte vieles erleichtert, aber konnte sie den Verlust von fast der Hälfte der Besatzung kompensieren?

Müller wusste, dass es von zwei Faktoren abhing, ob sie Argentinien erreichen würden: der Funktionstüchtigkeit des hochmodernen, aber fehleranfälligen U-Boots und der Moral der Besatzung. Das Boot vom Typ XXI war ein Meisterwerk der Technik, konzipiert für lange Unterwasserfahrten und hohe Geschwindigkeiten. Aber es war auch komplex. Jeder Mann an Bord musste die Aufgaben von zweien übernehmen, ohne die Möglichkeit, Fehler zu machen oder die Posten zu verlassen. Müllers Gedanken kreisten um die Maschinenraumcrew, die nun doppelt so hart arbeiten musste, um den Antrieb am Laufen zu halten, und um die Navigatoren, die ohne Ablösung auskommen mussten.

Ein noch größeres Problem war die Moral. Wie lange würden die Männer durchhalten, ständig am Rande der Erschöpfung? Die Angst, von den Alliierten entdeckt zu werden, der Verlust der Kameraden und die Ungewissheit über die Zukunft lasteten auf der Mannschaft wie die Tiefen des Ozeans auf dem Rumpf ihres U-Bootes.

»Wir müssen einen Plan machen«, sagte Müller. »Es wird eng, aber es ist möglich«, sprach er laut genug, dass die nächsten Männer es hören konnten. »Wir werden die Schichten straffen müssen. Jeder von euch wird über das normale Maß hinaus gefordert sein.« Seine Augen trafen die der umstehenden Männer. Er suchte nach Zustimmung und fand sie in ihrem stummen Nicken. Sie alle wussten, dass sie nach dem verlorenen Krieg nur eine zerstörte Heimat vorfinden würden, wenn sie wie ihre Kameraden mit dem Schlauchboot geflohen wären.

»Die Automatisierung wird uns helfen«, fuhr er fort, während er in Gedanken die technischen Vorzüge des Typs XXI durchging. »Die Batterien halten länger, wir können tiefer tauchen und sind schneller als alles, was die Alliierten haben. Wenn wir klug sind, wenn wir zusammenarbeiten, wenn jeder von uns über sich hinauswächst, dann können wir es schaffen.«

Einige nickten wieder, andere standen nur erschöpft da, aber bereit, weiterzumachen. Müller spürte eine schwere Last auf seinen Schultern, denn er wusste, dass er jetzt für alle an Bord mitverantwortlich war. »Ruhe jetzt. In vier Stunden beginnen wir mit neuen Schichten«, sagte er. »Ruhe, solange es geht. Wir haben noch einen langen Weg vor uns. Während sich die Männer zurückzogen, um Kraft zu sammeln, blieb Müller allein zurück, sein Blick auf die Seekarten gerichtet. Argentinien war ein ferner Punkt auf dem Papier, aber für Müller und seine Männer war es das Symbol ihrer Hoffnung.

* * *

Das U-Boot vom Typ XXI war ein Phantom der Tiefe, das durch das kalte Wasser des Atlantiks glitt. U-2505 begann eine heimliche Reise, die Wochen dauern sollte. Jede Nacht stieg das U-Boot zur Oberfläche auf, um frische Luft zu bekommen und die erschöpfte Besatzung zu beleben. Das Boot vom Typ XXI war mit einem Schnorchelsystem ausgestattet, das es ermöglichte, die Dieselmotoren unter Wasser zu betreiben und die Batterien zu laden, ohne auftauchen zu müssen. Doch das »Schnorcheln« war kompliziert: Sobald die Wellen das Rohr an der Oberfläche überspülten und sich das Ventil schloss, stieg der Unterdruck im Boot an, weil die Dieselmotoren Luft ansaugten. Dann musste so schnell wie möglich wieder für Frischluft gesorgt werden, bevor der Unterdruck gesundheitliche Schäden anrichten konnte.

Das Leben an Bord von U-2505 wurde zu einem monotonen Kreislauf aus Wachsamkeit und Wartung, unterbrochen

von kurzen, ersehnten und gefürchteten Momenten an der Oberfläche. Sie tauchten und navigierten durch das dunkle Wasser, zählten die Tage und Nächte, verfolgten ihr Vorankommen auf den nautischen Karten, die sie durch das weite, unerbittliche Blau führten. Ihre Route war ein Labyrinth von Umwegen, um den Patrouillen zu entgehen. Unter Deck, im gedämpften Licht des Kartentisches, sprachen Müller und Richter über ihre Zweifel. Die Anspannung der langen, einsamen Tage und die ständige Angst, entdeckt zu werden, standen ihnen ins Gesicht geschrieben.

»Glaubst du, es ist noch weit?«, fragte Richter, seine Stimme ein leises Echo in der Stahlhöhle.

»Jede Seemeile kommt mir wie hundert vor«, sagte Müller, den Blick auf die Linie gerichtet, die ihre Route auf der Karte markierte. »Aber wir dürfen jetzt nicht nachlassen. Wir müssen an die Männer denken, an das, was wir zurückgelassen haben, und an das, was vor uns liegt.«

Sie sprachen über die Heimat, über die Träume von einem neuen Leben, das so weit entfernt schien wie die Sterne über ihnen. Es waren die Erinnerungen und die Hoffnung, die sie vorwärtstrieben. »Wir schaffen das«, sagte Müller schließlich, mehr zu sich selbst als zu Richter. »Wir müssen.«

Richters Blick wanderte zurück auf die Karte, auf die unendliche Weite des Ozeans. »Ja«, sagte er. »Wir müssen.« Eine Weile standen die beiden Männer schweigend da. Sie fühlten sich gefangen zwischen der Angst und der Entschlossenheit, die das Herz eines jeden Seemanns erfüllt, wenn er sich der Weite des Ozeans stellt. Dann strafften sie die Schultern und kehrten auf ihre Posten zurück, um ihre stille Odyssee fortzusetzen, bis das U-Boot und seine Besatzung Zuflucht gefunden hatten - oder bis das Meer dem Boot gegenüber seinen eigenen Anspruch geltend machte.

In der bedrückenden Enge des U-Boots gab es ein seltenes Gut: Zeit zum Nachdenken. Maschinengeräusche füllten die Stunden um Müller und Richter. Beide durch den Krieg ihrer

Familien beraubt, standen sie nun vor einer ungewissen Zukunft. Mit leiser Stimme, als könnte das bloße Aussprechen ihre Träume zerstören, sprachen sie über mögliche Pläne für ein neues Leben.

»Ich habe genug vom Leben auf See«, sagte Müller, die Hände über die Karte gelegt. »In Argentinien könnte ich wieder backen. Etwas herstellen für die Lebenden, für die Feiernden, für die Familien ... Vielleicht mache ich eine Bäckerei auf.«

Richter nickte langsam, seine Gedanken schweiften zurück in seine Zeit als Kaufmann. »Ich habe von den Märkten in Buenos Aires gehört«, überlegte er. »Vielleicht könnte ich dort etwas aufbauen, einen kleinen Laden oder ein Importgeschäft. Irgendwo weit weg von Krieg und Zerstörung.« Er stellte sich diese Märkte vor, ihr geschäftiges Treiben, den Duft von gebackenem Brot, spielende Kinder auf den Straßen und Menschen, die ihn willkommen heißen würden.

»Wir haben keine Heimat mehr, in die wir zurückkehren können«, sagte Richter, die Trauer in seiner Stimme kaum verbergend.

»Vielleicht«, antwortete Müller mit einem Anflug von Hoffnung, »vielleicht können wir uns eine neue Heimat schaffen. Einen Ort, an dem die Erinnerungen an dieses Leben, an diesen Krieg verblassen können«. Beide wussten, dass die Vergangenheit sie nie ganz loslassen würde. Aber in den Tiefen des Ozeans, auf dem schmalen Grat zwischen Verzweiflung und Hoffnung, konnten sie zumindest von einer Zukunft träumen, die ihnen Frieden schenken könnte. Und während U-2505 seinen ruhigen Weg durch das schwarze Wasser fortsetzte, teilten Müller und Richter ihre Pläne, sich ein neues Leben aufbauen zu wollen.

* * *

Die Sonne war untergegangen, als U-2505 nach fast drei Monaten auf See endlich die weite Mündung des Rio de la Plata erreichte. Die Männer an Bord waren an der Grenze ihrer physischen und psychischen Belastbarkeit angelangt. Ihre Körper waren von der unerbittlichen Routine gezeichnet, ihre Gesichter eingefallen, ihre Augen müde und leer. Wie Geister bewegten sie sich durch das enge Stahlgefängnis. Sie hatten kaum geglaubt, die Reise ohne Pannen oder Zusammenbrüche überstehen zu können. Die Nachricht, dass sie endlich ihr Ziel erreicht hatten, verbreitete sich im U-Boot, aber die Müdigkeit ließ wenig Raum für Freude. Die Männer starrten sich mit ausdruckslosen Blicken an, als wollten sie ihre Gefühle für einen Moment aufsparen, in dem sie es sich leisten konnten, sie zu zeigen.

Kapitän Gerhardt, der Mann, dem sie gefolgt waren, stand vor ihnen, sein Gesicht so undurchdringlich wie immer. Müller fragte sich, wie es ihm gelungen war, während der langen Wochen auf See eine Meuterei zu verhindern. Wahrscheinlich, weil alle das Ziel erreichen wollten. Doch dann kam eine Ankündigung, die die Stimmung erschütterte: »Wir fahren weiter nach Süden«, sagte Gerhardt, und seine sonst so feste Stimme zitterte fast unmerklich.

Ein Raunen ging durch die Mannschaft. »Weiter nach Süden?«, wiederholte einer, in seiner Stimme lag ein Hauch von Ungehorsam.

Gerhardts Augen verengten sich. »Wir können hier nicht anlegen. Nicht jetzt. Es ist zu gefährlich. Auf keinen Fall. Wollt ihr in Kriegsgefangenschaft gehen oder euch in Freiheit ein neues Leben aufbauen?«

Die Worte des Kapitäns wirkten wie Blei. Einige Männer nickten resigniert in ihrer Erschöpfung, andere tauschten Blicke voller Zweifel und Angst aus. Die Aussicht, weiter auf der Flucht zu sein, weiter in der Enge dieses Stahlsarges zu leben, war für viele kaum zu ertragen.

Müller und Richter standen abseits, in ihren Gesichtern

spiegelte sich wachsende Sorge. Sie hatten von einem Neuanfang geträumt und nun schien dieses Ziel mit jedem Befehl des Kapitäns weiter in die Ferne zu rücken.

»Warum können wir nicht bleiben?«, murmelte Richter, den Blick auf das dunkle Wasser des Flusses gerichtet, das Freiheit versprach und doch unerreichbar schien.

»Es ist der Kapitän«, antwortete Müller leise. »Vielleicht weiß er etwas, was wir nicht wissen.«

* * *

Dunkelheit umhüllte U-2505, als es eine Woche später an einem abgelegenen Kai in der Nähe der argentinischen Stadt San Antonio Este festmachte. Müller hatte das Boot vorsichtig in die Bucht navigiert. Am Kai standen schwere, große Lastwagen bereit, um die geheimnisvolle Fracht in Empfang zu nehmen. Es war eine lautlose Aktion, die das Ende einer Reise markierte, deren Echo nie in die Geschichtsbücher eingehen würde. Unter dem Sternenhimmel der patagonischen Steppe stand Horst Kauz, ein Mann von Autorität und Reichtum. Sein Blick verriet nichts von den Gedanken, die sich hinter seiner stoischen Fassade verbargen, als er Kapitän Gerhardt mit festem Händedruck begrüßte. »Glückwunsch, Kommandant. Sie haben Geschichte geschrieben.«

Die Kisten mit dem Gold, die das Rückgrat eines Traums - oder eines Albtraums - bildeten, wurden von Männern in Zivil an Land gehievt. »Es ist für unser neues Reich«, sagte Kauz.

Die Reise war nicht zu Ende, als die Kisten von U-2505 verschwanden. Müller und Richter hatten noch eine Aufgabe vor sich, eine letzte Fahrt mit den schwer beladenen Lastwagen. Über 700 Kilometer ging es durch die endlosen Weiten Argentiniens, durch karge Landschaften und über Pässe, tief hinein nach Patagonien. Behutsam und unauffällig bewegte sich der Konvoi, darauf bedacht, das Gold sicher zu seinem Versteck zu bringen. Müller und Richter tauschten Blicke aus wie müde

Verschwörer, sie spürten das Gewicht des Metalls hinter sich und die Last der Geheimnisse, die sie mit sich trugen.

Die Fahrt nach San Carlos Bariloche schien nicht enden zu wollen. Als sie den Ort in den Anden erreichten, entluden sie das Gold auf kleinere, geländegängige Fahrzeuge, um es tief in die Berge zu transportieren. Dort, im fahlen Morgenlicht zwischen den Gipfeln der Anden, nahmen Müller und Richter schließlich Abschied von ihren Kameraden. Worte waren kaum nötig, Blicke und ein letzter Händedruck sagten alles. Gemeinsam waren sie durch die Hölle gegangen, nun trennten sich ihre Wege im beschaulichen Bariloche.

Müller und Richter blieben in dem Städtchen in den Anden zurück, während der Rest der Besatzung und Kapitän Gerhardt in den Bergen verschwanden. Doch der erste Offizier und der Obermaschinist waren entschlossen, sich hier ein neues Leben aufzubauen, während ihre Kameraden noch an den Schatten der Geschichte zu hängen schienen. Die Bäckerei, die sie gründeten, wuchs und gedieh. Das Gold aus dem U-Boot war ein Geheimnis, das sie in sich trugen, aber nicht preisgeben wollten. Auch nicht, als sie hörten, dass das U-Boot, nachdem es den Hafen von San Antonio Este verlassen hatte, versenkt worden war, damit es keine Beweise für das Unternehmen in den letzten Kriegstagen gab.

Das Leben in Bariloche war einfach, aber ehrlich, und die beiden Männer fanden Frieden in der Stille der Berge und in der Routine ihres neuen Alltags. Sie heirateten, gründeten Familien und lebten ein langes und erfülltes Leben. Doch bei allem Glück, das sie gefunden hatten, lag das Wissen um das Gold, um das geraubte Gold, wie ein Schatten über ihnen - ein dunkles Kapitel, das sie zwar hinter sich gelassen, aber nie ganz vergessen hatten. Bis es viele Jahrzehnte später wieder auftauchen sollte.

Schatten der Macht

Buenos Aires, die Gegenwart

Ein neuer Tag brach in Buenos Aires an. Es war Winter auf der Südhalbkugel, zu einer Zeit, in der in den Ländern des Nordens Sommer herrschte. Doch die Sonne schien durch die Fenster des Büros in der Casa Rosada, dem rosafarbenen Regierungssitz an der Plaza de Mayo. Präsident Harrison Calder, ein stattlicher Mann in den Fünfzigern mit grau meliertem Haar und einer markanten Narbe an der rechten Schläfe, studierte die Akten vor sich. Sein maßgeschneiderter Anzug aus dunkelblauem Tuch unterstrich seine Autorität, während er nachdenklich einen Schluck von seinem dampfenden Espresso nahm, dessen Duft sich mit einem Hauch von Zigarrenrauch vermischte. Plötzlich erinnerte er sich an den ersten Tag seiner Amtszeit und daran, wie viel er sich vorgenommen hatte. Er genoss den Blick auf die historische Plaza, auf der die Menschen eilig den großen Platz überquerten. Über der geschäftigen Szenerie unter ihm thronte majestätisch die elegante rosafarbene Fassade des Regierungsgebäudes – die Casa Rosada, deren Name auf das helle Rosa der Außenmauern zurückging.

Harrison atmete tief durch und dachte an die endlose Weite des Río de la Plata, der sich hinter den Häusern erstreckte. Er war bereit für ein weiteres Jahr als Präsident dieses Landes, das er mit aller Kraft voranbringen wollte. Er verfolgte eine Politik mit einer Mischung aus Sozialem und Liberalismus: Einerseits wollte er mit dem Plan für eine Bildungsreform Chancengleichheit schaffen. Andererseits wollte er Privatisierungsmaßnahmen vorantreiben, die ihn deutlich von den peronistischen Präsidenten vor ihm unterschieden. Die Privatisierung der staatlichen Energieunternehmen sollte Investitionen fördern, die Effizienz erhöhen und die Energiesicherheit verbessern. Ebenso wollte Calder Liberalisierungen in der Wasser-, Strom- und Gasversorgung durchführen. Infrastrukturmaßnahmen in den Provinzen versprachen Wohlstand für das ganze Land. Doch vor allem die Sozialreformen, die mit gewissen Steuererhöhungen einhergehen sollten, bargen den Sprengstoff. Das wusste er nur zu gut, zumal er den Mittelstand ausdrücklich nicht treffen wollte. Nachdenklich nippte er an seinem Espresso und bewunderte die Architektur der Casa Rosada - die Säulengänge, die kunstvollen Malereien, die prunkvollen Kronleuchter. Hier war jahrzehntelang über das Schicksal dieses großen Landes entschieden worden. Und nun durfte er für eine Weile der Hüter dieses Erbes sein.

»Mein Lieber, was steht heute auf der Tagesordnung?«, riss ihn eine vertraute Stimme aus seinen Gedanken. Es war seine Frau Julia, die ihn liebevoll am Arm tätschelte. Ihr dunkles Haar fiel ihr in weichen Wellen über die Schultern, ihr schönes Gesicht strahlte ihn an. Julia, nur wenige Jahre jünger als Harrison, war sein Fels in der Brandung in diesem anstrengenden Amt. Ohne ihre Unterstützung hätte er das alles nie geschafft. Dankbar lächelte er ihr zu. »Nicht viel, meine Liebe. Ein paar Audienzen am Vormittag, dann die wöchentliche Kabinettsitzung. Danach gehen wir zum Empfang für die italienische Handelsdelegation im Salon Rosado.«

Julia strich ihm sanft über die Wange. »Das klingt ja

beinahe wie ein Urlaubstag für dich«, scherzte sie mit einem Augenzwinkern. Harrison lachte. »Du hast recht. Nach den hitzigen Haushaltsverhandlungen mit dem Kongress habe ich mir aber auch eine ruhige Woche verdient.«

Er freute sich darauf, seine Reformpläne angehen zu können. Mit Julia an seiner Seite würde ihm das gelingen, da war er sich sicher. Mit Bildungs- und Infrastrukturmaßnahmen wollte er allen Argentinern Chancen eröffnen. Seine Entwürfe für die Liberalisierungen zielten darauf ab, Argentinien in einer ausgewogenen Mischung aus Sozial- und Wirtschaftspolitik, die Calder für richtig erachtete, zum Vorreiter zu machen. Harrison hoffte, das einstmals wohlhabende Land, das seit Jahren in der Krise steckte, endlich zum Positiven verändern zu können.

* * *

Mehr als 9.000 Kilometer vom Herzen Argentiniens entfernt schlenderten Erik Wiedner und Amelia Thompson Arm in Arm durch das kanadische Edmonton, durch die Straßen ihres Stadtteils Strathcona. Sie genossen die milde Sommerbrise und das bunte Treiben auf den Bürgersteigen und in den Cafés um sie herum. Erik umarmte Amelia und sagte: »Es ist wunderbar, nach all den Abenteuern ein paar ruhige Tage mit dir zu verbringen. Allein der Gedanke an unsere Schatzsuche vor Kap Hatteras lässt mir noch den Kopf schwirren.«

Amelia lachte vergnügt, als sie sich an ihr Abenteuer erinnerte. Ihre braunen Haare fielen ihr ins Gesicht. »Wie könnte ich das vergessen? Aber diese Schatzsuche hat uns auch reich gemacht und uns ein Stück Unabhängigkeit ermöglicht.« Sie küsste Erik, und für einen Moment schien der Verkehrslärm und das Stimmengewirr um sie herum zu verstummen, so vertieft waren sie ineinander. Nach einer kleinen Ewigkeit lösten sie sich. Amelia lächelte glücklich und fuhr fort: »Und da wir das Vermögen nun klug in diese Fonds anlegen wollen, können

wir endlich unsere Hochzeit planen und hier in Edmonton an unserer gemeinsamen Zukunft arbeiten.«

»Du hast recht. Und weißt du was? Ich kann es kaum erwarten, dich endlich zu heiraten.« Arm in Arm schlenderten sie weiter durch den Park, auf dessen Wegen die Sonnenstrahlen ein buntes Farbenspiel zauberten. Ihr jüngstes Abenteuer war aber auch groß gewesen, dachte Erik. In dem Schiffswrack vor den »Outer Banks« in North Carolina war neben anderen Spirituosen ein fast 100 Jahre alter Whiskey aufgetaucht. Die Schatzsucher durften den Fund behalten. Und der Verkaufserlös hatte Amelia und Erik zwei Millionen Dollar eingebracht, die sie nun anlegen wollten und die ihnen ein zusätzliches Einkommen verschaffen sollten. Genau darüber wollte Erik mit einer Kollegin sprechen, die sie in einem Straßencafé in Strathcona treffen wollten. Eva arbeitete im Wirtschaftsressort beim »Edmonton Chronicle«, der Zeitung, für die auch Erik als Redakteur und Kolumnist tätig war. Und sie kannte sich in der Finanzwelt aus. Er ließ seinen Blick über die anderen Gäste auf der Terrasse schweifen, von denen die meisten ihren Kaffee oder Cappuccino tranken oder frühstückten. Erik war gespannt, ob sie ihm ein paar Tipps zur Geldanlage geben konnte. Das Vermögen aus dem Schatz lag bisher auf seinem Konto. Nun suchte er nach sinnvollen Anlagemöglichkeiten, um mit Amelia ein sorgenfreies Leben führen zu können. Er bestellte sich einen Latte macchiato und ließ seinen Blick über die Passanten schweifen. Da entdeckte er Eva, die mit wehendem Rock zwischen den Tischen auf sie zukam. »Hallo Erik, hallo Amelia«, rief sie fröhlich und setzte sich ihm gegenüber.

»Schön, dich zu sehen, Eva«, erwiderte er lächelnd. Sie plauderten über dies und das, während Eva einen Cappuccino bestellte. Schließlich holte sie einen Stapel Unterlagen aus ihrer Tasche. »Ich habe ein paar interessante Investitionsmöglichkeiten mitgebracht«, sagte sie lächelnd. Erik nickte dankbar. »Das ist toll. Ich hatte gehofft, du könntest mir mit deinem Fachwissen helfen.«

Eva breitete die Informationen über verschiedene Fonds und ETFs auf dem Tisch aus. Erik beugte sich interessiert vor und studierte die Daten. »Ich würde dir auf jeden Fall ETFs und zur Sicherheit ein paar Geldmarktfonds empfehlen«, erklärte Eva. »Die sind breit gestreut, transparent und haben niedrige Gebühren. Ideal für eine solide Geldanlage.«

Erik hörte ihr aufmerksam zu. Eva kannte sich wirklich aus und half ihm geduldig, die Möglichkeiten durchzugehen. Ein weltweit diversifizierter ETF schien für Erik die ideale Wahl zu sein. Damit konnte er sein Risiko minimieren und dennoch von soliden Renditechancen profitieren. Er und Amelia würden gut davon leben und etwas zur Seite legen können. »Das ist toll, Eva. Vielen Dank für deinen Rat«, sagte Erik und nahm einen Schluck von seinem inzwischen lauwarmer Kaffee. Eva lächelte zufrieden. Sie freute sich, die beiden beraten zu können. Sie liebte es, anderen mit ihrem Fachwissen weiterzuhelfen. Stolz breitete sie weitere Prospekte vor Amelia und Erik aus. Hier konnte sie endlich ihr Talent für Finanzen einsetzen und nicht nur nüchterne Kolumnen schreiben. Eva spürte, wie wertvoll es war, gebraucht zu werden. Die Sonne schien warm auf die Terrasse des Cafés, während auf der Einkaufsstraße das Treiben zunahm. Erik war glücklich - nicht nur, weil er sich lieber von einer Kollegin beraten ließ, als von seiner Bank. Vor allem war er glücklich, weil sein neues Leben immer mehr Gestalt annahm.

* * *

In Buenos Aires bereitete sich Präsident Harrison Calder unterdessen auf den Empfang der Wirtschaftsdelegation in der Casa Rosada vor. Er stand vor dem Spiegel seines prächtigen Ankleidezimmers und richtete seine Krawatte. Ein letzter prüfender Blick, dann nickte er zufrieden. Er war bereit. Calder verließ das Ankleidezimmer und ging mit festen Schritten über den Marmorgang in den Prunksaal, wo bereits die ersten Gäste eintrafen. Er lächelte und schüttelte hier und da eine Hand,

während er sich seinen Weg zur Bühne bahnte. Dort angekommen, räusperte er sich und trat ans Rednerpult: »Meine Damen und Herren, ich heiße Sie herzlich willkommen in der Casa Rosada«, rief er mit klarer Stimme in die Menge. Applaus brandete auf, als sich die Gäste setzten.

Calder begrüßte die Teilnehmer der Handelsdelegation und hielt eine Eröffnungsrede über die Bedeutung internationaler wirtschaftlicher Zusammenarbeit. Anschließend lud er zum Buffet ein. Während die Gäste Schlange standen, mischte sich Harrison unter die Menge. Er schüttelte einflussreichen Wirtschaftsführern und Managern die Hand und tauschte Höflichkeiten aus. Plötzlich fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. »Guten Abend, Herr Präsident«, ertönte eine ölige Stimme hinter ihm - es war Verteidigungsminister Mendoza.

Harrison drehte sich um und lächelte professionell. »Ich hoffe, das Programm ist zu Ihrer Zufriedenheit«, fragte er. »Absolut erstklassig«, antwortete Mendoza mit einem schmalen Lächeln. Etwas in seinem Blick beunruhigte Harrison, aber er behielt seinen Ärger für sich. Nach dem Essen teilten sich die Gäste in kleinere Gruppen auf. Harrison unterhielt sich angeregt mit dem Vorstand eines großen Finanzkonzerns über Investitionsmöglichkeiten. Plötzlich sprach Innenminister Suárez ihn an. »Entschuldigen Sie die Unterbrechung, Sir. Ich wollte meine eigenen Grüße hinzufügen«, sagte dieser mit einem falschen Lächeln. Der Händedruck, den sie austauschten, war eisig. Suárez' Blick haftete unheilvoll an ihm.

Später am Abend stand Präsident Calder nachdenklich auf dem Balkon der Casa Rosada und blickte auf die nächtlichen Lichter von Buenos Aires. Diese Stadt schien immer zu pulsieren, auch zu später Stunde. Das hatte ihn sein Leben lang fasziniert. Aber da war noch etwas anderes: Die Begegnungen mit Mendoza und Suárez ließen ihn nicht mehr los. Irgendetwas an ihren Blicken und Worten war anders als sonst. Instinktiv spürte er, dass im Verborgenen Kräfte am Werk waren, die gegen ihn arbeiteten. Calder seufzte und fuhr sich mit der Hand

über die Stirn. Konnte er seinem Gefühl trauen? Oder interpretierte er zu viel hinein? Vielleicht hatten ihn die anstrengenden Monate als Präsident paranoid gemacht, aber tief in seinem Inneren fühlte er, dass er wachsam bleiben musste. Wer wusste schon, was Mendoza und Suárez im Schilde führten? Harrison seufzte. Er spürte, wie Julia von hinten auf ihn zukam und sanft seine Hand ergriff. »Was bedrückt dich, Liebling?«, fragte sie mitfühlend. Harrison rang sich ein Lächeln ab. »Ach, nichts Ernstes. Nur ein langer Tag.« Er wollte sie nicht beunruhigen. Aber er nahm sich vor, in den nächsten Tagen genau zu beobachten, was seine Minister taten. Er würde nicht zögern, ihnen die Stirn zu bieten, wenn sie gegen ihn arbeiteten. Doch vorerst behielt er seine Sorgen für sich. Stattdessen wandte er sich Julia zu und küsste sie zärtlich.

* * *

In der Redaktion in Edmonton herrschte reges Treiben, als Erik seinen Arbeitsplatz erreichte. Er war froh, nach den aufregenden Wochen in North Carolina wieder in den journalistischen Alltag einzutauchen. Erik startete den Computer und überflog konzentriert seine Notizen für eine Reportage über steigende Lebensmittelpreise, die sie in der Redaktionskonferenz besprochen hatten. Das versprach eine interessante Recherche zu werden. Er trank einen Schluck Kaffee, schnappte sich seine Ausrüstung und machte sich auf den Weg. Draußen angekommen, atmete Erik die frische Luft ein. Schnell lief er durch die belebten Straßen Edmontons zum nächsten Supermarkt. Hier wollte er Interviews mit den Kunden über ihre Erfahrungen mit der Inflation führen.

Erik befragte eine ältere Dame, einen gestressten Familienvater und ein Studentenpärchen nach ihren Einkaufsgewohnheiten. Die meisten klagten über die Inflation mit ihren stark gestiegenen Preisen für Brot, Gemüse und Milchprodukte. Erik machte sich Notizen und beobachtete aufmerksam die Gesich-

ter. Plötzlich fiel ihm eine Frau auf, die einen kleinen Jungen an der Hand hielt. Sie seufzte traurig, als sie ihre Geldbörse öffnete, die fast leer war. Das gab einen emotionalen »Anker« für seine Story, dachte er und interviewte auch diese Frau. Auf dem Rückweg in die Redaktion überlegte er sich bereits eine passende Schlagzeile. Am Schreibtisch angekommen, begann Erik voller Elan mit dem Artikel. Anschaulich schilderte er die Not der Menschen und die drastischen Preissteigerungen bei Grundnahrungsmitteln. Diese Reportage könnte einige Debatten anstoßen, hoffte er. Gerade als er so richtig in Fahrt kam, klingelte sein Smartphone. »Na, Abenteuerer, wie läuft der Alltag?«, ertönte Amelias fröhliche Stimme. Sofort musste Erik lächeln. Sie klang glücklich. Sie unterhielten sich über ihren geplanten Ausflug am Wochenende an den Fluss, den »North Saskatchewan River«, und Erik freute sich sehr darauf. Schließlich verabschiedeten sie sich voneinander. Erik seufzte nachdenklich und widmete sich wieder seinem Artikel. Er war in seinem Element. Zufrieden mit sich und der Welt tippte er weiter, vertiefte sich in Details und feilte an Formulierungen.

* * *

Tausende Kilometer entfernt herrschte in Buenos Aires eine deutlich angespanntere Stimmung als in der beschaulichen Redaktion von Edmonton. In seinem prunkvollen Büro in der Casa Rosada saß Präsident Harrison Calder mit finsterer Miene an seinem Schreibtisch. Vor ihm lag ein Memo seines Verteidigungsministers Mendoza, in dem dieser ihn zum Rücktritt aufforderte. Fassungslos ließ der Präsident den Zettel sinken. Woher kam dieser unerhörte Vertrauensbruch? Er wusste, dass er Mendoza immer unterstützt und seine Arbeit meist geschätzt hatte.

Mit zitternden Händen hob Calder das Memo wieder hoch und überflog die zu Papier gebrachte Ungeheuerlichkeit. Er konnte es immer noch nicht glauben. Wie konnte Mendoza es

wagen, so dreist seinen Rücktritt zu fordern? Harrison spürte, wie langsam aber sicher die Wut in ihm hochkochte. Dieser Verrat traf ihn bis ins Mark. Vor allem, weil er vermutete, dass Mendoza Verbündete haben musste, auch in der Partei, sonst hätte er sich das nicht getraut. Ruckartig sprang er auf und tigerte im Büro auf und ab, den Brief noch immer krampfhaft umklammert. Seine sonst so beherrschte Fassade bröckelte von Minute zu Minute mehr.

Schließlich blieb er am Fenster stehen und starrte hinaus. Er versuchte, seine Atmung zu kontrollieren und die Fassung wiederzuerlangen. Wie konnte Mendoza ihm das antun, nach all den Jahren vertrauensvoller Zusammenarbeit? Oder hatte der Minister ihn von Anfang an hintergangen? Harrison ballte eine Hand zu einer Faust zusammen. Tief in seinem Inneren fühlte er sich verraten und gedemütigt. Aber er durfte jetzt keine Schwäche zeigen, das wusste er nur zu gut. Langsam beruhigte sich sein Atem. Mit kühler Entschlossenheit straffte Calder die Schultern. Er würde Mendoza in die Schranken weisen. Dieser Putschversuch würde scheitern, so wahr er Präsident war. Mit funkelnden Augen setzte sich Harrison wieder an seinen Schreibtisch und zerriss mit düsterer Genugtuung das Memo. Jetzt galt es, einen Gegenschlag zu planen. Harrison schwor sich, dass niemand den argentinischen Präsidenten ungestraft beleidigen durfte.

»Himmel, warum passiert das ausgerechnet jetzt, wo ich so große Pläne für meine Reformen habe?«, fragte er sich. Er starrte nachdenklich auf die Plaza de Mayo. Unten strömten die Menschen sorglos durcheinander. Ob sie wussten, dass über ihren Köpfen die politischen Fundamente ins Wanken gerieten? Harrison seufzte tief. Er würde Mendoza die Stirn bieten und ihn in die Schranken weisen. Doch insgeheim spürte er, dass dies erst der Anfang war.

* * *

Mit gemischten Gefühlen betrat Julia Calder das Bildungszentrum in einem der ärmsten Viertel von Buenos Aires. Schon von außen wirkte das Gebäude heruntergekommen und baufällig. Der Putz bröckelte von den Wänden, viele Fenster waren notdürftig mit Brettern geflickt. Die einst bunten Farben an den Wänden waren längst ausgebleichen. Julia seufzte betrübt. Sie wusste, dass in dieser Gegend viele arme Menschen lebten, aber der Anblick der heruntergekommenen Schule machte sie traurig. Kein Kind sollte unter solchen Bedingungen lernen müssen, dachte sie.

Julia betrat das Klassenzimmer und der Anblick schockierte sie zutiefst. Die Wände waren schmutzig und vollgekratzelt, einige Deckenplatten fehlten ganz. Die Holzbänke waren abgewetzt und wackelig. Es roch muffig und abgestanden. Doch dann erfüllte fröhliches Lachen den Raum und riss sie aus ihren trüben Gedanken. Eine Gruppe von etwa zwanzig Kindern im Alter von sechs bis zehn Jahren kam aufgeregt auf sie zu, und die offensichtliche Armut konnte ihrer Begeisterung nichts anhaben. Voller Stolz zeigten die Kleinen Julia ihre Bilder und erzählten aufgeregt von ihrem Schultag. »Oh, eure Bilder sind aber schön!«, rief Julia und tat ganz begeistert. Mit leuchtenden Augen erklärten die Kinder stolz ihre Kunstwerke. Julia schaute sich jedes gemalte Einhorn, jeden Fußballstar ganz genau an. Beim Mittagessen in der Kantine hörte sie einem schüchternen Jungen zu, der von seinem Traum, Arzt zu werden, erzählte, und einem aufgeweckten Mädchen mit Zöpfen, das schon Shakespeare verschlang. Jedes Kind hatte seine eigene Geschichte zu erzählen. Julia war berührt von den Schicksalen, die sich hinter den Gesichtern verbargen. Sie setzte sich auf einen der wackeligen Stühle und lauschte aufmerksam den Lebensgeschichten der Kinder. Viele waren Halbwaisen oder kamen aus zerrütteten Familienverhältnissen. Doch ihre Lebensfreude berührte Julia zutiefst.

Von der Lehrerin erfuhr sie, dass die finanzielle Situation der Schule katastrophal war. Es fehlte an allem, von Büchern bis

zum Schulmittagessen. Julia wusste, wie wichtig Bildung für die Zukunft der Kinder und des Landes war - schließlich arbeitete ihr Mann gerade an einer Bildungsreform. Sie dachte darüber nach, ob es noch Hilfsprojekte geben könnte, die sie ins Leben rufen würde.

Als sie sich nach diesen bewegenden Stunden von den fröhlichen Kindern verabschiedete, standen ihr die Tränen in den Augen. Draußen atmete Julia tief durch. Sie wollte unbedingt etwas für diese benachteiligten Jugendlichen verändern. So in Gedanken versunken, bekam Julia nicht mit, was sich zeitgleich im Regierungsviertel abspielte.

* * *

Amelia zog es hinaus ins Grüne. Voller Vorfreude packte sie ihren Rucksack und machte sich auf den Weg in das Naturschutzgebiet am Stadtrand von Edmonton. Als Biologin arbeitete sie normalerweise im Labor an genetischen Experimenten. Aber die Ausflüge in die Natur waren eine willkommene Abwechslung. Sie atmete durch, als sie den Wald betrat. Die hohen Tannen spendeten Schatten, und ihr Blick ging über Sträucher, Kräuter und Pilze, die den Waldboden bedeckten. Mit ihren braunen Locken glich Amelia einer Elfe, die durch einen verwunschenen Wald streifte. Sie ging von Pflanze zu Pflanze, strich über Blätter und Blüten und roch an Kräutern. Für Amelia war das weniger Arbeit als Vergnügen, hier in der Natur konnte sie abschalten. Das Zwitschern der Vögel und das Rascheln des Unterholzes wirkten beruhigend. Sie zupfte gedankenverloren ein paar Grashalme, während sie an das ereignisreiche letzte Jahr zurückdachte. Damals war ihr in ihrem Labor in Edmonton ein großer Durchbruch in der Genforschung gelungen. Ihre bahnbrechenden gentechnischen Experimente stießen in Fachkreisen auf enormes Interesse. Amelia wurde daraufhin zu einem hochrangigen Biologiekongress nach Detroit eingeladen, um ihre Arbeit vorzustellen. Es war ihre

erste Gelegenheit, sich auf internationalem Parkett zu beweisen. Nervös, aber voller Vorfreude flog Amelia nach Detroit, um auf dem Kongress ihren Durchbruch zu präsentieren. Es sollte der Startschuss für ihre wissenschaftliche Karriere werden.

Doch dann schlug Orson Corbyn zu. Dieser finstere Mafioso war Amelia und Erik schon einmal in die Quere gekommen. Er hatte Amelia während des Kongresses entführt, um eine alte Rechnung zu begleichen. In Wirklichkeit wollte er Erik in die Finger bekommen. Amelia verbrachte tagelang zitternd in einem Kellerraum, erst in Detroit in einem verlassenen Gebäude, dann in New York. Nur Eriks mutigem Einsatz war es zu verdanken, dass sie schließlich befreit wurde. Beteiligt waren auch ihr Bruder Robin, der Polizeireporter Billy und natürlich die New Yorker Polizei. Nun saß Corbyn für seine Verbrechen im Gefängnis.

Vorsichtig streckte sie die Hand nach einem Schmetterling aus, der auf einem Blütenkelch in der Nähe saß. Er flatterte davon. Amelia war froh, dass dieses dunkle Kapitel hinter ihr lag. Hier konnte sie neue Kraft schöpfen. Ein Leben ohne Entführungen und Verbrechen, dafür mit ihrer großen Liebe Erik. Sie kam an einen kleinen Teich, in dem Libellen ihre Kreise zogen. Das warme Sonnenlicht ließ das Wasser glitzern. Lächelnd setzte sich Amelia ans Ufer und beobachtete zufrieden das sommerliche Treiben um sich herum.

* * *

Innenminister Suárez betrat mit klopfendem Herzen das abgelegene Büro im Regierungsviertel von Buenos Aires. Die schweren Samtvorhänge waren zugezogen, nur eine einzige Stehlampe erhellte notdürftig den Raum. Der polierte Eichenholzboden knarrte unter seinen Schritten, in der Luft mischte sich der süße Duft von Zedernholz und alten Akten. An dem massiven Eichenschreibtisch, an dem das Alter bereits Spuren in Form von Rissen hinterlassen hatte, saß General Joaquín Cortez

in seiner Uniform, die goldenen Abzeichen an der Brust glänzten im Licht. Suárez fröstelte, obwohl es an diesem Abend gar nicht so kalt war. Das blonde Haar des Generals war akkurat gescheitelt, die eisblauen Augen starrten Suárez durchdringend an. Er spürte, wie seine Anspannung wuchs. Suárez setzte sich Cortez gegenüber und rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her. Schließlich räusperte er sich: »General, wir haben eine heikle Angelegenheit zu besprechen.«

Cortez sagte nichts, sondern starrte Suárez nur ausdruckslos an. Dieser spürte, wie ihm der Schweiß auf die Stirn trat. »Harrison Calder dient diesem Land nicht als Präsident«, begann er zögernd. »Es ist an der Zeit, dass Patrioten wie wir ...«

»Was genau schlagen Sie vor?«, unterbrach ihn Cortez barsch. Suárez schluckte. Jetzt konnte er sich nicht mehr herausreden.

»Einen Umsturz des Regimes«, brachte er mühsam hervor. »Mit Ihrer Hilfe, verehrter General.«

Cortez lehnte sich in seinem Stuhl zurück und sah Suárez abwägend an. »Ein riskantes Unterfangen«, sagte er langsam. Suárez' Hände zitterten, als er sagte: »Gemeinsam können wir die Zukunft Argentiniens neu gestalten!«

Lange herrschte gespanntes Schweigen. Schließlich nickte Cortez knapp. »Gut. Sie haben meine volle Unterstützung in dieser Sache, das versichere ich Ihnen. Wie ich gehört habe, haben Sie und Minister Mendoza den Präsidenten bereits zum Rücktritt aufgefordert.« Erleichtert atmete Suárez auf. Der Pakt war besiegelt.

»Ja, wir wollten ihm schon mal andeuten, was ihm blüht, wenn er nicht freiwillig geht.«

»Haben Sie die Katze nicht zu früh aus dem Sack gelassen?«, fragte Cortez.

Jetzt spielte Suárez seinen Trumpf aus. »Nein, wir haben bereits großzügige Unterstützung aus der Wirtschaft erhalten. Hermann Kauz ist involviert.«

Cortez sah ihn erstaunt an. Natürlich kannte er Hermann

Kauz, den argentinischen Großindustriellen mit Einfluss in Politik und Militär, der nationalen Kreisen sehr nahe stand. Sehr nationalen Kreisen, wie Cortez über Kauz' Vergangenheit wusste. Die Familie war aus Deutschland in den 1940er-Jahren nach Argentinien gekommen, als sich die Niederlage der Nationalsozialisten im Zweiten Weltkrieg abgezeichnet hatte.

»Trotzdem müssen wir vorsichtig sein«, mahnte Cortez. »Calder darf nichts von unserem Kontakt erfahren.« Suárez nickte. »Ich werde nur meine absolut vertrauenswürdigen Kontakte einweihen«, sagte Cortez. »Aber wie wollen Sie ihre Rebellion anstellen? Einen Generalstreik ausrufen? Oder eine ‚Operation unter falscher Flagge‘ in Betracht ziehen?«

Suárez runzelte die Stirn. »Was genau meinen Sie damit?«

Cortez lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Wir inszenieren einen Angriff auf uns selbst, lassen es aber so aussehen, als kämen die Angriffe von gegnerischen Kräften. Zum Beispiel ein Bombenanschlag auf eine militärische Einrichtung, den wir Präsident Calder in die Schuhe schieben.«

Suárez schüttelte den Kopf. »Zu riskant. Die Gefahr, dass so eine Operation auffliegt, ist zu groß.«

»Dann vielleicht eine gezielte Medienkampagne?«, schlug Cortez vor. »Wir streuen systematisch Informationen an die Presse, die Calders Regierung diskreditieren. Skandale und Affären würden diesem ach so korrekten Musterschüler und seiner Frau Julia ganz schön die Hölle heißmachen - alles, was sein Ansehen untergräbt.«

Suárez rieb sich das Kinn. »Hm, das wäre viel sicherer. Wenn wir die Medien geschickt lenken, können wir die öffentliche Meinung gegen Calder wenden. Ein cleverer Schachzug.«

»Oder wir machen es auf die altmodische Art: Wir besetzen einfach die Casa Rosada. Das wäre möglich, wenn das Militär bereit ist. Ich werde das vorsichtig herausfinden.«

»Was Sie wissen sollten«, sagte Suárez, »ist, dass Hermann Kauz bereit ist, beträchtliche Mittel bereitzustellen, um das durchzuziehen.«

»Was genau meinen Sie damit?«

»Sie könnten jedem Soldaten, der sich dem Aufstand anschließt, zusätzlichen Sold versprechen.«

»Eine interessante Idee.«

»Und viel sicherer, als Journalisten zu bestechen oder die Medien zu beeinflussen«, fügte Suárez hinzu. Die beiden Verschwörer nickten sich mit einem süffisanten Lächeln zu. Der Plan nahm Gestalt an. Schließlich einigten sie sich darauf, zunächst die Loyalität der Armeeführung zu testen. Cortez würde vorsichtig die wichtigsten Generäle ansprechen. Suárez wiederum wollte im Parlament Unzufriedenheit gegen Calder schüren. Er plante, dem Präsidenten peinliche Abstimmungsniederlagen zu bescheren. So sollte seine Autorität Schritt für Schritt untergraben werden. Spät in der Nacht verabschiedeten sie sich mit einem eisigen Händedruck. »Bald wird dieses Land in den Händen von Patrioten sein«, sagte Suárez zum Abschied. Ein letztes Mal schaute er Cortez tief in die eisblauen Augen. Dann trennten sich ihre Wege. Doch das Bündnis war besiegelt.

* * *

Erik betrat unterdessen am Abend die Brasserie »Chez Pierre« in Edmonton. Sofort breitete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus, als er Amelia am Fenster sitzen sah. Sie trug ein fließendes Sommerkleid in Gelb mit einem Blumenmuster, das ihre braunen Haare und ihr strahlendes Lächeln zur Geltung brachte. Sofort breitete sich ein Lächeln auf ihrem Gesicht aus. »Hallo«, begrüßte Erik sie überschwänglich und gab ihr einen Kuss auf die Wange, bevor er sich setzte.

Amelia strahlte. »Schön, dich zu sehen«, sagte sie und streichelte seine Hand. Draußen strömten die Menschen geschäftig vorbei, während drinnen eine gemütliche Atmosphäre herrschte. Sie bestellten Café latte und Sandwiches mit Serranoschinken. Lächelnd prosteten sie sich zu, die Tassen klapperten leise. »Wie ist dein Artikel über die Lebensmittelpreise gelau-

fen?«, fragte Amelia. Erik begann von seinen Recherchen zu erzählen, von der Not der Menschen und seinen Gesprächen mit besorgten Kunden im Supermarkt. Amelia hörte aufmerksam zu, den Kopf in die Hand gestützt, und bewunderte sein Engagement.

Dann erzählte Amelia von ihrer Arbeit im Naturschutzgebiet. Ihre Augen leuchteten, als sie von der Schönheit dieses Ortes schwärmte. Immer wieder berührten sich ihre Hände zärtlich. »Wo du schon über die Inflation eine so schöne Geschichte schreibst?«, fragte Amelia, »Wie läuft es eigentlich mit unserer Geldanlage?«

»Ja, Amelia, das wollte ich gerade erzählen. Ich bin in unserer Filiale bei der RBC gewesen.« Die Royal Bank of Canada war das größte Kreditinstitut des Landes, und dort lagen die Einnahmen aus der Schatzsuche auf dem Konto. »Natürlich hatten die schon eine ganze Menge Anlagemöglichkeiten für uns vorbereitet.«

»Aber du hast natürlich die Tipps von Eva in der Hinterhand gehabt?«

»Ja, das hatte ich. Sie waren auch ein wenig überrascht«, erzählte Erik grinsend. »Aber sie wissen natürlich, wer Eva ist. Auch die Banker in Edmonton lesen Zeitung.«

»Und was habt Ihr jetzt getan?«

»Wir haben es genauso gemacht, wie wir es besprochen haben. Wir haben in eine Reihe von ETFs investiert, in Geldmarktfonds und – halte dich fest – ich habe auch etwas Gold gekauft.«

»Man könnte also sagen: Du hast alten Schnaps in Gold verwandelt?«

»Genau. Das wird uns etwas Unabhängigkeit garantieren. Wir haben ausgerechnet, dass wir wohl von der Rendite jeden Monat ein hübsches Sümmchen erhalten können.«

»Wie hübsch ist denn unser Sümmchen?«

»Nun, es dürften so um die 6000 Dollar im Monat sein.«

Amelia sah ihn freudig an. »Mehrere Tausend Dollar? Das

ist in der Tat etwas Unabhängigkeit. Finanzielle Unabhängigkeit, von unseren festen Anstellungen.«

»Ich weiß ja, dass du an deinem Job hängst, Amelia, und ich hänge an meinem. Aber es schadet bestimmt nicht, dass wir eine gewisse Sicherheit im Rücken haben.«

»Nein, Erik, das wird uns nicht schaden.« Amelia grinste breit. Das Essen kam und sie aßen und plauderten unbeschwert. Nach dem Essen schlenderten sie Arm in Arm zurück in ihre Wohnung in dem Backsteinhaus in Strathcona.

* * *

Die Stimmung war zum Zerreißen gespannt, als Präsident Calder die Kabinettsitzung eröffnete. Das Schreiben seines Verteidigungsministers Mendoza, in dem dieser dreist Calders Rücktritt gefordert hatte, brannte ihm noch in den Händen. Wie konnten Mendoza und Suárez es wagen, sich gegen ihn, den gewählten Präsidenten, zu stellen? Dieser Verrat traf ihn bis ins Mark. Im prunkvollen Sitzungssaal des Präsidentenpalastes herrschte gespannte Stille. Der Raum war protzig dekoriert, mit schweren Vorhängen und Gemälden in Goldrahmen, die die früheren Präsidenten zeigten. Der lange Mahagonitisch glänzte im Licht der Kronleuchter. Calder saß mit finsterner Miene am Kopfende. Sein grau meliertes Haar war sorgfältig zurückgekämmt, seine markanten Gesichtszüge versteinert. Rechts und links von ihm hatte er seine engsten Mitarbeiter platziert.

Weiter unten saßen die Minister, deren Loyalität bereits zu bröckeln schien. Allen voran Verteidigungsminister Mendoza, groß und breitschultrig, das Haar militärisch kurz geschoren. Die buschigen Augenbrauen und der grau melierte Schnurrbart verliehen ihm eine strenge Ausstrahlung. Ihm gegenüber saß Innenminister Suárez, dessen schmales, blasses Gesicht mit der spitzen Nase an eine hungrige Raubkatze erinnerte. Seine schlanken Finger trommelten unruhig auf die Tischplatte,

während seine Augen immer wieder auf Mendoza fixiert waren. Die Blicke der Verschwörer verrieten ihre Absprache.

»Meine Herren«, begann Calder mit unterdrücktem Zorn. »Bisher konnte ich mich immer auf Ihre Loyalität verlassen. Ich erwarte, dass das auch in Zukunft so bleibt.« Er machte eine dramatische Pause. Suárez räusperte sich.

»Señor Presidente, haben Sie konkrete Vorwürfe? Sie können sich doch unserer Loyalität sicher sein.« Aber sein Tonfall klang alles andere als überzeugend. Calder spürte deutlichen Widerstand. Sie wollten ihn stürzen. Er durfte keine Schwäche zeigen.

»Verrat wird nicht toleriert!«, donnerte er. »Argentinien braucht jetzt mehr denn je einen kühlen Kopf und stabile Verhältnisse.« Calder blickte in die Runde der versammelten Minister. Die meisten Gesichter waren düster und unzufrieden. Doch dann fiel sein Blick auf Sozialminister Galvez. Er war einer der wenigen Getreuen, auf die er sich noch verlassen konnte. Sein rundliches Gesicht war ernst, aber seine Augen blickten Calder aufrichtig an.

»Meine Herren«, begann Galvez mit seiner sonoren Stimme. »Diese Regierung ist demokratisch gewählt worden. Wir haben dem Volk versprochen, dringend notwendige Sozialreformen auf den Weg zu bringen. Der Wirtschaft haben wir Liberalisierungen versprochen. Das sind Pläne, die wir umsetzen wollen.« Er machte eine bedeutungsvolle Pause und blickte die anderen eindringlich an. »Dazu brauchen wir Geschlossenheit und Loyalität. Lassen Sie uns zusammenhalten, zum Wohle unserer Nation!«

Galvez' flammender Appell zeigte Wirkung. Einige Minister nickten zustimmend, Mendoza und Suárez sahen finster drein. Calder warf seinem Sozialminister einen dankbaren Blick zu. Endlich ein Mann, auf den er sich noch verlassen konnte. Jorge Galvez war ein kleiner, untersetzter Politiker. Mit seinem runden, von Lachfalten durchzogenen Gesicht und den warmen, braunen Augen wirkte er eigentlich jovial. Doch jetzt

war er ernst. Galvez stand seit Beginn von Calders politischer Karriere an seiner Seite. Die beiden verband eine langjährige Freundschaft. Galvez teilte Calders Vision von mehr sozialer Gerechtigkeit. Als Sozialminister wusste er um den Sprengstoff, den ihre geplanten Reformen bedeuteten. Die Oberschicht sollte zur Kasse gebeten werden. Das gefiel vielen alteingesessenen reichen Familien nicht. Aber Galvez war ein Idealist. Er wollte die grassierende Armut bekämpfen, koste es, was es wolle. Auch wenn das bedeutete, sich mächtige Feinde in Politik und Wirtschaft zu machen.

Jorge Galvez hatte die Zeichen der Zeit erkannt. Diese Kabinettsitzung war mehr als politisches Geplänkel. Hier zeichnete sich Verrat ab. Calder ballte unter dem Tisch die Fäuste. Er wusste, dass diese Reformen auf massiven Widerstand stoßen würden. Aber er war entschlossen, seinen Plan durchzusetzen.

»Viel zu lange haben Seilschaften regiert, die sich die Einnahmen, vor allem die des Staates, untereinander aufgeteilt haben«, dachte Calder wütend. »Endlich müssen sie einen Teil ihrer überbordenden Einnahmen abgeben, und die Korruption wird ausgetrocknet.« Auch die Ministergehälter würden gekürzt, das hatte er bereits beschlossen. Die zusätzlichen Mittel sollten in Investitionen fließen. Calder dachte an die verarmte argentinische Mittelschicht, die er auf seinen Reisen durch das Land gesehen hatte.

Nachdem Galvez seine flammende Rede für die Sozialreformen beendet hatte, erhob sich Innenminister Suárez. Sein hageres Gesicht war eine Maske der Skepsis. »Señor Presidente, ich bezweifle, dass diese Maßnahmen unserem Land nützen werden«, begann er mit ölgiger Stimme. »Die fleißigen und erfolgreichen Bürger werden sich gegen die Steuererhöhung wehren.« Auch Verteidigungsminister Mendoza schüttelte missbilligend den Kopf.

»Sie schüren mit diesen Reformen nur Neid und Klassenhass«, sagte er mit tiefer Stimme. »Statt fleißige Unternehmer

weiter zu belasten, sollten wir lieber neue Arbeitsplätze schaffen!«

Die fleißigen Unternehmer und erfolgreichen Bürger waren allesamt Nutznießer eines Korruptionssystems, das jeden Winkel der Wirtschaft durchdrang, dachte Calder. Aber er riss sich zusammen. »Meine Herren, ich verstehe Ihre Bedenken«, erwiderte er. »Wir haben das ja auch schon monatelang miteinander in diesem Kreis diskutiert. Aber unser Land braucht diese Reformen dringend, wenn wir die Armut wirklich bekämpfen wollen. Geben wir ihnen eine Chance.« Doch in ihm brodelte es. Der Widerstand würde noch wachsen, das spürte er.

Finanzminister Campos saß mit verschränkten Armen und finsterer Miene am Kabinetttisch. Sein volles dunkles Haar war wie immer sorgfältig zurückgekämmt. Campos starrte meist schweigend vor sich hin, doch seine buschigen Augenbrauen verrieten Calder seine Besorgnis. Ihm gegenüber saß Familienminister Sosa, klein und drahtig. Hinter seiner runden Brille huschten seine Augen unruhig zwischen Calder und den Putschisten hin und her. Nervös zupfte er an seinem Schnurrbart, während sich sein hagerer Oberkörper verkrampft über den Kabinetttisch beugte. Vom Ende sah ihn des Tisches Justizminister Torres an, kerzengerade und mit undurchdringlicher Miene. Sein zerfurchtes Gesicht wirkte in sich gekehrt. Torres' Finger trommelten in einem gleichmäßigen Rhythmus auf die Tischplatte, der seine innere Anspannung verriet. Calder musterte die drei Minister besorgt. Noch konnte er sich auf ihre Loyalität verlassen, das spürte er. Aber wie lange noch? Die Verschwörer übten Druck auf sie aus. Calder musste sie auf seine Seite ziehen, koste es, was es wolle. Andernfalls wäre sein Schicksal besiegelt.

Mit drohendem Blick entließ er die Minister. Suárez und Mendoza verließen den Raum mit versteinerten Gesichtern. Calder saß noch lange nach der Kabinettsitzung grübelnd in seinem Büro. Er fühlte sich von seinen Vertrauten hintergangen und kochte innerlich vor Wut. Fast unbemerkt verhärteten sich

seine Finger, als er an Mendozas Rücktrittsforderung dachte. Unruhig stand Calder auf und ging mit großen Schritten im Raum auf und ab. Er wusste, dass er einen kühlen Kopf bewahren musste, aber die Anspannung fraß ihn innerlich auf. Draußen vor den hohen Fenstern versank die Sonne langsam hinter den Häusern von Buenos Aires. Doch Calder bemerkte die hereinbrechende Nacht kaum. Er war in Gedankenspiralen gefangen, Szenarien und Gegenstrategien rasten durch seinen Kopf.

Wie viele Anhänger hatten Mendoza und Suárez schon auf ihrer Seite? Konnte er noch auf loyale Generäle zurückgreifen? Calder grübelte fieberhaft, sein Gesicht war schweißüberströmt. Er durfte jetzt keine Schwäche zeigen, das wusste er. Mit zitternden Fingern schenkte er sich ein Glas ein. Der Brandy rann ihm heiß die Kehle hinunter. Nein, er würde nicht nachgeben. Er war der gewählte Präsident. Noch hatte er die Macht auf seiner Seite.

Risse im Fundament

Im Zwielicht der Abenddämmerung erstreckte sich der Campus der Universidad de Buenos Aires. Doch Innenminister Suárez hatte keinen Blick für die Schönheit der Szenerie. Mit großen Schritten überquerte er den menschenleeren Innenhof der 1890 gegründeten Universität, deren weitläufige Gebäude im neoklassizistischen Stil die umliegenden Straßen dominierten. Verteidigungsminister Mendoza folgte ihm im straffen militärischen Gleichschritt. Beide Männer wirkten angespannt. Unter einer alten Platane blieben sie stehen. Suárez sah sich nervös um. »Bist du sicher, dass uns hier niemand belauschen kann?«, sagte er heiser. Mendoza nickte knapp. »Keine Sorge. Die Lage ist sicher; ich habe alles überprüft.«

Pünktlich trat der dritte Mann aus dem Schatten der Bäume. Der Wirtschaftswissenschaftler Javier Silei - ein groß gewachsener Mann mit buschigem, leicht wirrem Haar und markanten Koteletten. Er war in Argentinien populär, nicht zuletzt wegen seiner zahlreichen Fernsehauftritte, in denen er immer wieder Kritik an der Regierung übte. Suárez und Mendoza setzten große Hoffnungen in ihn. Silei kam ohne

Umschweife zur Sache: »Also, Senores. Was ist so dringend, dass ihr mich um ein geheimes Treffen bittet?«

Suárez räusperte sich. »Wir haben eine ... heikle Angelegenheit zu besprechen. Es geht um die Zukunft unseres Landes.« Er machte eine bedeutungsschwangere Pause. »Wir alle wissen, dass Präsident Calder eine gefährliche Politik betreibt. Seine geplanten Sozialreformen werden unser Land an den Rand des Ruins treiben!«

»Deshalb«, fügte Mendoza mit tiefer Stimme hinzu, »müssen wir handeln, bevor es zu spät ist. Wir denken an einen Regimewechsel. Mit militärischen Mitteln, wenn nötig. Einigermaßen sicher nötig, sogar.«

Suárez beobachtete Silei aufmerksam. Doch der Ökonom zeigte keine Regung. Er strich sich nachdenklich übers Kinn. »Ein Staatsstreich also«, sagte er. »Haben Sie das im Sinn? Gewagt.«

Suárez und Mendoza nickten. Der Wirtschaftswissenschaftler hatte die Zeichen der Zeit erkannt. Doch dann hob Silei die Stimme: »Was genau habt ihr als Nächstes vor? Einen Militärputsch, der das Land ins Chaos stürzt? Oder einen geordneten Übergang?«

Die Minister wirkten verunsichert. »Nun, äh, das müssen wir natürlich noch besprechen ...«, drängte Suárez.

»Wie dem auch sei. Ich würde davon abraten«, unterbrach ihn Silei. »Calders Kurs mag zum Teil falsch sein. Er enthält zwar einige interessante liberale Ansätze, aber sie gehen mir nicht weit genug. Was Argentinien braucht, sind radikale Reformen für mehr wirtschaftliche Freiheit!«

Er machte eine Kunstpause und sah Suárez und Mendoza ernst an. »Aber eure Idee einer Militärdiktatur ist für mich absolut inakzeptabel! Ich weiß, dass einige Liberale schon zur Militärdiktatur übergelaufen sind. Ich aber nicht. Sie würde die Freiheit der Bürger massiv einschränken. Was wir stattdessen brauchen, ist eine radikale Liberalisierung von Wirtschaft und Gesellschaft. Lasst den Menschen ihren freien Willen!«

Suárez wirkte verärgert. »Gut, wenn Sie Calders Politik für zu lasch halten - was schlagen Sie stattdessen vor? Wie wollen Sie Ihre radikal-liberalen Ideen durchsetzen?«

»Durch den demokratischen Prozess natürlich!«, erwiderte Silei scharf. »Geben Sie mir nur etwas Zeit. Schon bei den nächsten Wahlen werden die Menschen erkennen, dass mein Programm der einzige Weg ist, Argentinien wieder auf die Beine zu bringen. Verlasst euch darauf!«

Mendoza schnaubte. »Bis dahin ist es zu spät. Nein, die Zeit zum Handeln ist jetzt. Mit oder ohne Sie, Herr Silei.«

Doch der Ökonom schüttelte entschieden den Kopf. »Ich kann Ihnen nur von einem solch unüberlegten Schritt abraten. Ihre neue Regierung wäre nicht demokratisch legitimiert, und mit Militärdiktaturen hat dieses Land schlechte Erfahrungen gemacht. Lassen Sie die Bürger und ihre Freiheit in Ruhe, meine Herren. «

Damit drehte er sich um und eilte mit wehendem Mantel davon. Zurück blieben zwei frustrierte Verschwörer, deren Pläne einen herben Dämpfer erhalten hatten. Sie blickten Silei finster hinterher.

»Dieser sture Ideologe«, fauchte Mendoza wütend. »Der hat uns gerade noch gefehlt. Für wen hält der sich eigentlich? Er will sich mit dem Militär anlegen. Wenn er nicht so beliebt wäre - ich würde ihn am liebsten sofort verhaften lassen.«

Suárez seufzte. »Beruhige dich, alter Freund. Silei will uns vielleicht nicht helfen. Aber es gibt genug andere, die unsere Sache unterstützen. Die Stunde der Wahrheit wird bald kommen. Dann sehen wir weiter!«

Ein grimmiges Lächeln umspielte seine schmalen Lippen. Der Tag ihrer Rache würde kommen - mit oder ohne Silei ... Suárez seufzte tief. Sileis klare Absage an ihren Putschplan war ein herber Rückschlag für die Verschwörung. Eigentlich hatten sie gehofft, den einflussreichen Intellektuellen für ihre Sache gewinnen zu können. Stattdessen hatte er ihre Pläne rundweg abgelehnt.

»Was machen wir jetzt?«, überlegte Suárez laut. »Ohne Sileis Unterstützung fehlt uns ein wichtiger Verbündeter.«

Mendoza schnaubte verächtlich. »Ach was, auf den Professor können wir verzichten. Wir finden auch ohne ihn genug einflussreiche Leute, die Calder stürzen wollen. Was solls«, polterte Mendoza. »Entweder wir handeln jetzt oder nie. Die Zeit drängt. Bald könnte es zu spät sein. Ich werde diesen selbst ernannten Wirtschaftspapst in den ersten Tagen des neuen Regimes höchstpersönlich beseitigen.«

Suárez seufzte erneut. Insgeheim wusste er, dass sein kompromissloser Freund recht hatte. Sie mussten ihre Pläne jetzt schnell vorantreiben. »Also gut«, nickte er grimmig. »Berufen wir noch heute ein geheimes Treffen mit den Generalen ein. Sie sind ungeduldig und wollen losschlagen.«

Mendoza lächelte finster. »Gute Idee. Die Militärs brennen darauf, dieses Weichei Calder endlich vom Thron zu stoßen.« Er ballte die Faust. »Bald werden wir zuschlagen - und dann möge Gott diesem Verräter gnädig sein, dafür, dass er uns die Unterstützung versagt hat.«

* * *

Während sich in Argentinien die Schlinge um Präsident Calder immer enger zog, ahnte Erik viele Tausend Kilometer entfernt noch nichts von diesen Entwicklungen. Er war Journalist aus Deutschland, hatte oft investigativ recherchiert, lebte jetzt in Kanada - und beugte sich über seinen Laptop. Er hatte eine verschlüsselte E-Mail von seinem Onkel Richard aus Buenos Aires erhalten. Dieser war inzwischen pensioniert, aber hatte lange, so wie er, als Journalist gearbeitet. Erik dachte darüber nach, welches Passwort sein Onkel, dem er trotz der großen Entfernung nahe stand, diesmal benutzt haben könnte. Nach einigem Überlegen fand er es heraus - es war sein

Geburtsort Hamburg und sein Geburtsdatum. Erik starrte auf den Bildschirm, nachdem er endlich die E-Mail seines Onkels entschlüsselt hatte.

Erik kannte Richard gut genug, um zu wissen: Sein Onkel neigte nicht zu Übertreibungen. Im Gegenteil, er war schon zu Reporterzeiten für seine nüchterne Sachlichkeit bekannt gewesen. Auch damals, Ende der Siebzigerjahre in Argentinien. Richard hatten die kritischen Recherchen über die Militärjunta viel Ärger und Verhaftungen eingebracht. Nein, wenn Richard von Gefahr sprach, musste etwas Ernstes dahinterstecken. Erik las die Mail ein zweites Mal. Er berichtete darin von einem geplanten Staatsstreich, hinter dem nicht nur das Militär, sondern auch nationalistisch gesinnte Großindustrielle standen. Diese Schilderungen klangen glaubwürdig, dachte Erik, der die Artikel seines deutschstämmigen Onkels über die Verstrickungen ehemaliger Nazis mit der argentinischen Oberschicht gelesen hatte. Auch Richards Vermutung, dass ein geheimes Depot mit Raubgold aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs zur Finanzierung dienen könnte, erschien ihm nicht unplausibel.

Nachdem er die alarmierende Geschichte einige Male in seinem Kopf hin- und herbewegt hatte, und längst sein Reporterinstinkt geweckt war, überlegte Erik, was nun zu tun wäre. Sollte er nun nach Argentinien fliegen und seinem Onkel helfen, und dafür sein bequemes Leben in Edmonton hinter sich lassen? Oder war es vielleicht nur falscher Alarm? Andererseits wollte er schon lange mit Amelia seinen Onkel und seine Tante in Buenos Aires besuchen. Er hatte ihr schon lange von ihnen erzählt, und sie hatte begeistert zugestimmt, einmal dorthin zu fahren. Dank des Vermögens, das sie mit dem uralten Alkohol von Kap Hatteras gemacht hatten, waren die beiden unabhängiger geworden und konnten es sich auch leisten, einige Wochen Auszeit zu nehmen. Und Erik dachte an seinen Chefredakteur. Wenn er ihm erzählte, dass es vielleicht eine »heiße Story« in Südamerika gab, die nicht nur für den

Edmonton Chronicle interessant war, dann würde der Chef sicher grünes Licht geben. Und schließlich: Erik konnte Richard und Elisa nicht hängen lassen ...

Er seufzte. Er musste in Ruhe darüber schlafen, auch wenn er sich tief in seinem Inneren schon entschieden hatte. Aber jetzt musste er vor allem mit seiner Verlobten Amelia reden. Sie hatte einen klaren Kopf und einen Blick für das Wesentliche. Doch einem Abenteuer, das hatte Erik inzwischen mehrfach erlebt, war auch Amelia nicht abgeneigt. Und diese Geschichte hatte allerhand Potenzial für ein großes Abenteuer, dachte er. Gemeinsam würden sie besprechen, wie sie auf Richards Hilferuf eingehen könnten. Oder ob es noch andere Möglichkeiten gab, von Kanada aus zu helfen. Erik lehnte sich zurück und schloss kurz die Augen. Die kryptische Nachricht seines Onkels hatte mehr neue Fragen aufgeworfen, als sie beantwortet hatte.

* * *

Am nächsten Morgen blickte Erik nachdenklich aus dem Fenster. Amelia kam von hinten auf ihn zu und legte ihm die Arme um die Taille. »Na, mein Hase, was grübelst du schon wieder?«, neckte sie ihn. Erik musste schmunzeln. Amelia hatte sich in letzter Zeit angewöhnt, ihm spontan Spitznamen zu geben. Insgeheim fand er das ganz reizend. »Hase ist neu, oder?«, fragte er sie.

»Gefällt dir nicht? Dann bist du mein Bär.«

»Auch nicht besser«, sagte Erik lachend. »Ach, ich habe da eine etwas mysteriöse Nachricht von Onkel Richard bekommen«, erwiderte er. »Er scheint in Schwierigkeiten zu sein. Es geht wohl um einen geheimen Goldschatz der Nazis ...«

»Nazi-Schatzsuche in Südamerika, das klingt aufregend, mein Hase.« Amelia klatschte in die Hände. »Soll ich schon mal unsere Indiana-Jones-Hüte holen?«

Erik lachte wieder. Amelia schien doch mehr Feuer und Flamme zu sein, als er gedacht hatte. »Ich überlege ernsthaft, ob wir nicht hinfahren sollten.«

»Aber Erik, du hast mir doch die ganze Zeit von deinem Onkel und deiner Tante erzählt. Und jetzt sind sie in Schwierigkeiten? Worauf willst du noch warten, bis wir sie endlich besuchen?«

»Ich wusste doch, dass dich das neugierig macht.«

»Außerdem kommen meine Forschungen an der Uni nicht so recht voran. Höchste Zeit für eine dieser Auszeiten, über die wir gesprochen haben, als wir unseren Anteil an der Schatzsuche bekommen haben. Dann sieht meine Fakultät auch gleich, was sie davon hat, wenn ich mal nicht in Edmonton bin«, sagte Amelia begeistert. Ihm wurde klar, dass er mit dieser abenteuerlustigen Verlobten an seiner Seite keine langen Diskussionen führen musste. Wenn es brenzlig wurde, war Amelia immer zur Stelle.

Nachdenklich fuhr Erik fort: »Aber im Ernst, Richard scheint tatsächlich in eine gefährliche Situation geraten zu sein. Neonazis belästigen ihn und sind auch schon bei ihm eingebrochen.«

»Oh je, das klingt gar nicht gut«, sagte Amelia jetzt mit besorgtem Unterton. »Wir sollten so schnell wie möglich nach Buenos Aires fahren und nach dem Rechten sehen. Dein Onkel braucht uns.« Entschlossen straffte sie die Schultern. »Ich packe unsere Koffer.«

Erik lächelte wieder über so viel Tatendrang. Insgeheim rührte ihn Amelias Bereitschaft, ihn bei diesem Abenteuer zu begleiten. Mit ihr an seiner Seite würde er jede Herausforderung meistern. »Danke, dass du mir beistehst«, sagte er. Sie lächelte. »Immer, mein Schatz. Wir zwei sind einfach unschlagbar, wenn es um Schatzsuche geht!«

* * *

Der Präsidentenpalast in Buenos Aires lag in tiefer nächtlicher Stille. Doch plötzlich öffnete sich das Tor des schmiedeeisernen Zauns und zwei dunkle Limousinen rollten lautlos hindurch. Die Wachen am Tor nickten den Neuankömmlingen respektvoll zu. Es waren die Dienstwagen von Innenminister Suárez und Verteidigungsminister Mendoza. Vor dem Haupteingang hielten die Limousinen. Suárez und Mendoza stiegen aus, in tiefschwarze Mäntel gehüllt, die Gesichter ernst und entschlossen. Ohne ein Wort zu verlieren, durchschritten sie das prunkvolle Portal des Präsidentenpalastes. Drinnen erwartete sie bereits ein hoher Offizier des Präsidentengarderegiments. Mit straffer Haltung salutierte er vor den Ministern. »Sie haben Glück, Präsident Calder ist noch wach und in seinem Arbeitszimmer. Bitte folgen Sie mir.«

Schweigend gingen Suárez und Mendoza durch die prunkvollen Gänge. Edle Statuen, kostbare Gemälde und schimmernde Kronleuchter zogen in endloser Pracht an ihnen vorbei. Doch die Minister hatten keinen Blick für diesen Prunk. Ihre Gedanken waren bei dem bevorstehenden Treffen mit dem Präsidenten. Vor einer massiven Eichentür blieb der Offizier stehen und klopfte dreimal kurz an. Nach einem »Herein!« öffnete er die Tür und bat die beiden Männer mit einladender Geste herein.

Suárez und Mendoza tauschten einen bedeutungsvollen Blick aus. Sie betraten das Arbeitszimmer des Präsidenten. Hinter einem antiken Schreibtisch aus dunklem Mahagoni saß Harrison Calder. Kühl musterte er die späten Besucher über den Rand seiner Lesebrille. »Meine Herren. Was führt Sie zu dieser späten Stunde hierher?«, erkundigte sich der Präsident mit scharfer Stimme.

Suárez räusperte sich. »Herr Präsident, wir haben eine äußerst dringende Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen.«

Calder wies auf die Stühle vor seinem Schreibtisch. »Setzen Sie sich. Dann reden Sie.«

Die Verschwörer setzten sich. Einen Moment lang herrschte gespannte Stille im Raum. Dann begann Mendoza ohne Umschweife: »Herr Präsident, wir sind hier, um Sie eindringlich zu warnen. Ihre Politik der letzten Jahre hat unser Land an den Rand des Ruins geführt. Ihre unüberlegten Sozialreformen haben Inflation und Arbeitslosigkeit in die Höhe getrieben. Jetzt greifen Sie auch noch die industrielle Elite unseres Landes an. So kann es nicht weitergehen.«

Er machte eine kurze Pause, bevor er fortfuhr: »Aus diesem Grund sehen wir uns gezwungen, Sie aufzufordern, unverzüglich von Ihrem Amt zurückzutreten. Machen Sie den Weg frei für eine neue Regierung, die unser Land wieder auf den richtigen Kurs bringt!«

Stille trat ein. Präsident Calder hatte dem Wortschwallungslos gelauscht. Jetzt erwiderte er mit eisiger Stimme: »Meine Herren, ich rate Ihnen dringend, Ihre Worte gut abzuwägen. Sie haben mir neulich schon diese schriftliche Botschaft überbracht. Was Sie hier tun, grenzt an Hochverrat!« Seine Augen funkelten wütend. »Lassen Sie mich eines klarstellen: Ich lasse mich nicht von ein paar aufmüpfigen Ministern aus dem Amt drängen. Solange das Volk hinter mir steht, bleibe ich Präsident dieses Landes. Punkt, aus, Ende der Debatte!«

Nachdem Präsident Calder Suárez und Mendoza als »zwei aufmüpfige Minister« bezeichnet hatte, erhob Mendoza drohend die Stimme: »Sie irren sich gewaltig, Herr Präsident, wenn Sie glauben, wir stünden hier als Einzelpersonen vor Ihnen. Wir sind keineswegs allein, ganz im Gegenteil.« Er beugte sich vor, die Augen zu Schlitzzen verengt. »Wir repräsentieren einen großen Teil der Streitkräfte dieses Landes. Die Armee steht geschlossen hinter uns und unseren Plänen!«

Suárez nickte grimmig. »Ja, Sie haben die Militärführung mit Ihrer Schwäche und Ihren gescheiterten Reformen gegen sich aufgebracht. Die Generäle haben Ihre verantwortungslose Politik satt.«

Präsident Calder schien für einen Moment irritiert von

dieser Enthüllung. Aber er fasste sich schnell wieder. »Ach, Sie haben die Armee hinter sich? Soll mich das beeindrucken?« Er lachte freudlos. »Selbst wenn es so wäre, bin ich der Oberbefehlshaber der Streitkräfte. Und kein Soldat dieses Landes wird jemals die Hand gegen seinen Präsidenten erheben.« Er straffte sich. »Ich warne Sie zum letzten Mal: Unterlassen Sie diese verräterischen Machenschaften! Oder ich sehe mich gezwungen, Sie wegen Hochverrats anzuklagen. Und jetzt raus hier.« Damit deutete er wieder zur Tür. Zähneknirschend erhoben sich Suárez und Mendoza. Sie hatten Calder seine letzte Chance gegeben, jetzt war es an ihnen, den Plan in die Tat umzusetzen - und dafür hatten sie bereits die Weichen gestellt.

* * *

Es war später Abend in Edmonton, als Erik die Unterlagen zur Seite legte und sich müde die Augen rieb. Den ganzen Tag hatte er zusammen mit Amelia in ihrer Wohnung recherchiert, um mehr über die mysteriösen Vorkommnisse in Argentinien herauszufinden. Nach der beunruhigenden E-Mail ihres Onkels Richard hatten die beiden beschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen. Zunächst wollten sie sich ein Bild von den Vorgängen vor Ort machen. Doch ihre Nachforschungen hatten bisher vor allem eines gebracht - neue, unbeantwortete Fragen. Erik blickte zu Amelia hinüber, die konzentriert Texte aus einem Stapel Zeitungsartikel las. Das Abendlicht fiel durch die Fenster ihrer Wohnung und ließ ihr Haar in einem warmen Braunton schimmern. Trotz des Ernstes der Lage musste Erik lächeln. Amelia war wunderbar - ihr Engagement und ihre Entschlossenheit, ihm in dieser Sache zu helfen, rührten ihn zutiefst.

»Hast du etwas Interessantes gefunden?«, fragte Erik.

Amelia blickte auf, ein besorgter Ausdruck lag in ihren Augen. »Diese Artikel deuten darauf hin, dass dein Onkel

während der Militärdiktatur ziemlichen Ärger hatte«, sagte sie. »Wegen seiner regimekritischen Forschungen muss er den Machthabern ein Dorn im Auge gewesen sein.«

Erik stöhnte. Das klang leider nur zu plausibel. Sein Onkel Richard war schon immer ein unerschrockener Investigativjournalist gewesen, vielleicht mehr, als er, Erik, es jemals sein würde. Mit seinen Enthüllungsreportagen hatte er auch vor den Mächtigen nicht Halt gemacht und war für Erik zum großen Vorbild geworden. Kein Wunder, dass er damals ins Visier der brutalen Militärjunta geraten war.

»Was genau steht in den Artikeln?«, hakte Erik nach. Amelia überflog ein paar Passagen. »Angeblich wurde Richard monatelang beschattet und mit Berufsverbot belegt. Es ist sogar von einer Verhaftung durch die Geheimpolizei die Rede. Offenbar wollte man ihn mundtot machen.« Erik schluckte. Die Vorstellung, dass sein Onkel von der berüchtigten Junta in Argentinien verhaftet worden war, versetzte ihm einen Stich. Gleichzeitig wuchs seine Bewunderung für Richards Mut. »Wir müssen unbedingt mehr über diese Ereignisse herausfinden«, sagte Erik. »Vielleicht gibt es einen Zusammenhang mit Richards aktuellen Problemen? Alte Rechnungen, die jetzt beglichen werden müssen?«

Amelia nickte nachdenklich. »Guter Punkt. Diese Verfolgung könnte der Schlüssel sein. Lass uns morgen die Universitätsbibliothek durchforsten, vielleicht finden wir im Lateinamerika-Archiv noch mehr Informationen, als es sie frei erhältlich im Internet gibt.«

In diesem Moment klingelte Eriks Handy. Schnell warf er einen Blick auf das Display - es war die argentinische Ländervorwahl. »Es ist Richard«, sagte Erik erstaunt und nahm den Anruf eilig entgegen.

»Erik, mein Junge. Wie schön, deine Stimme zu hören«, klang Onkel Richard aus dem Telefon. »Es tut gut, nach all der Aufregung mit dir zu sprechen.«

Erik musste lächeln. »Onkel Richard. Ich bin auch froh,

dass du dich meldest. Wir haben uns schon viel zu lange nicht mehr gesprochen.«

Richard sagte: »Ja, es ist leider keine einfache Zeit hier in Buenos Aires. Deshalb musste ich dich über diesen Notkanal erreichen.«

»Du hast es mir nicht leicht gemacht mit deiner verschlüsselten E-Mail.«

»Komm schon, Erik, das Passwort hast du doch sicher schnell herausgefunden, oder?«

»Na ja, ich habe eine Weile gegrübelt.«

Richard lachte am anderen Ende der Leitung. Dann senkte er die Stimme: »Hör zu, ich bin mir sicher, dass meine Telefone mittlerweile überwacht werden. Deshalb spreche ich mit dir über das Handy eines Freundes. Aber pass auf, was ich dir jetzt erzähle ...«

»Onkel Richard, noch habt ihr in Argentinien eine demokratische Regierung.«

»Das kann sich ganz schnell ändern, Erik.« Richard erzählte, wie in der vergangenen Nacht ihre Wohnung aufgebrochen und durchsucht worden war. Offenbar hatten die Eindringlinge gezielt nach Dokumenten gesucht.

»Zum Glück waren Elisa und ich nicht zu Hause«, schloss Richard. »Wir haben die Polizei gerufen, die sehr hilfsbereit war. Zumindest scheint hier nicht jeder korrupt zu sein.«

Erik war entsetzt. »Das ist ja furchtbar. Aber keine Sorge« Erik blickte zu Amelia, die nickte. »Wir kommen so schnell wie möglich runter und helfen euch.«

Richard wirkte erleichtert. »Danke, Erik. Es beruhigt mich, zu wissen, dass ihr zu uns reisen wollt. Gemeinsam können dem Geheimnis schon auf die Spur kommen.«

Erik lächelte Amelia an. »Wir sind schon beim Kofferpacken. Zumindest Amelia ist schon dabei.«

»Was glaubst du, wie sehr Elise und ich uns darauf freuen, endlich deine Verlobte kennenzulernen.«

»Und was glaubst Du, wie sehr wir uns freuen, Euch zu besuchen«, antwortete Erik.

Nach dem Telefonat schritten Amelia und Erik sofort zur Reisevorbereitung - beide voller Tatendrang. Zuerst schrieben sie ihre Nachrichten an den »Edmonton Chronicle«, in denen Erik von einer tollen Story in Argentinien berichtete und Amelia an ihre Fakultät, um ihren angekündigten Urlaub zu nehmen. Noch in der Nacht buchten sie ihre Flüge für den übernächsten Tag.

»Der billigste Flug ist mal wieder der komplizierteste«, sagte Amelia.

»Was hast du denn für eine schöne Reiseroute für uns ausgetüftelt?«, fragte Erik.

»Nun, zuerst nach Vancouver.«

»Die Stadt, in der wir uns nach unserem ersten Treffen wiedergesehen haben.«

»Ja, aber dann fahren wir nicht mit dem Zug.«

»Schade, Paul Theroux hätte das gemacht.«

»Aber wir wollen deinem Onkel helfen.«

»Und?«

»Auf nach Los Angeles. Knapp vier Stunden Aufenthalt.«

»Zeit, um vor dem Flughafen LAX noch ein bisschen die Sonne zu genießen.«

»Die brauchen wir auch, denn dann gehts zehneinhalb Stunden nach Santiago de Chile.«

»Was soll das?«

»Der billigste Flug, Erik, ist meistens nicht der direkte. Aber keine Sorge, nach einer Pause brauchen wir nur zwei Stunden über die Anden nach Buenos Aires, Ezeiza.«

»Wenn wir also übermorgen aufbrechen ...«

»... sind wir einen Tag später in Buenos Aires, zur Mittagszeit, rechtzeitig für ein typisch argentinisches Steak.«

»Ich werde meinen Onkel bitten, einen Tisch zu reservieren.« Amelia und Erik mussten lachen. Dann legten sie sich schlafen und verschoben das Packen auf den nächsten Tag.

Der nächste Tag war nicht so einfach, wie sie angenommen hatten. Weder Erik hatte es leicht, seinen Chef von der Notwendigkeit einer kurzfristigen Reise zu überzeugen, noch Amelia, die lange mit ihren Vorgesetzten an der Universität diskutieren musste. »Ich wünschte, wir hätten vor Kap Hatteras noch zwei Schätze gefunden«, sagte sie seufzend.

»Aber wir haben doch schon eine Menge ...?«, fragte Erik.

»Ja, aber dann wären wir endgültig unabhängig. Wenn Not am Mann ist, stehen Amelia und Erik bereit, das wäre unser Motto. Und keine langen Diskussionen mit Vorgesetzten wegen Abwesenheit.«

»Am Ende habe ich Roy umgestimmt. Als Chefredakteur hat er beschlossen, uns Zuschüsse zu zahlen, wenn am Ende eine gute Geschichte herauskommt«, berichtete Erik. »Es sieht also gar nicht so schlecht aus. Und wer weiß, mein Schatz, was uns in Argentinien erwartet.«

Am nächsten Morgen brachen sie noch vor Sonnenaufgang zum Flughafen von Edmonton auf. Als sie durch die Straßen der Stadt fuhren, griff Erik nach Amelias Hand. »Toll, dass wir beiden wieder auf Reisen gehen«, sagte er mit einem Lächeln.

Amelia drückte seine Hand. »Für dich gehe ich überallhin - das weißt du doch!« Sie freute sich auf das bevorstehende Abenteuer mit Erik. Trotz des ernstesten Anlasses war eine Reise nach Südamerika verlockend.

Dann machten Amelia und Erik Bekanntschaft mit den Economy-Class-Sitzen, die bei Air Canada nicht viel bequemer waren als anderswo. Erst als sie in Los Angeles in die Maschine von »Latam Chile« umstiegen, konnten sie sich entspannen. Es ging einmal fast den ganzen amerikanischen Kontinent hinunter, dachte Erik, als er auf den Bildschirm mit der Route sah, immer am Pazifik entlang. Zum Frühstück waren sie schon in

Santiago de Chile, um das letzte »Lag« ihrer Reise in Angriff zu nehmen.

Endlich landeten sie auf dem internationalen Flughafen Ezeiza in Buenos Aires. Richard und Elisa warteten bereits auf dem riesigen Airport, der weit vor den Toren der argentinischen Hauptstadt lag. Sie waren extra mit ihrem alten Peugeot gekommen, um Amelia und Erik abzuholen. Richard war ein hagerer Mann in den Sechzigern mit einem freundlichen, von Lachsfalten durchzogenen Gesicht und Augen, die wach und intelligent blickten.

»Erik, mein Junge!« Richard umarmte seinen Neffen euphorisch. »Und natürlich die bezaubernde Amelia«, fügte er mit einem charmanten Lächeln hinzu und drückte Amelia an sich.

»Onkel Richard, ich bin so froh, dich zu sehen«, sagte Erik erleichtert.

Elisa kam auf sie zu, eine rundliche Frau mit grauen Locken und einem herzlichen Lachen. »Da seid ihr ja, ihr zwei Abenteuerer«, sagte sie fröhlich. Die beiden waren sofort von Amelia begeistert. »Ich finde, ihr passt gut zusammen«, sagte Elise zu Erik. »Wenn man einmal überlegt, wie schnell ihr zu uns hier heruntergekommen seid.«

»Keine langen Debatten bei euch zu Hause?«, fragte Richard.

»Ich glaube, wenn ich ehrlich bin, habe ich länger überlegt als Amelia«, sagte Erik.

»Ja, mein Hase, ich bin immer bereit.«

»Kommt, fahren wir zu uns nach Hause«, drängte Richard. »Dort können wir in Ruhe besprechen, was passiert ist.« Sie machten sich auf den Weg zu Richards und Elisäs Wohnung im Stadtteil Recoleta. Dort würden sie einen Plan schmieden, um das Rätsel um die gefährlichen Ereignisse zu lösen ... und ihr Steak essen gehen, worauf Erik als erstes bestanden hatte.

* * *

Die Geschichte geht weiter in »Staatsstreich: Das Gold in Patagonien«, als Paperback, gebundenes Buch oder E-Book.

<https://www.nils-eriksen.de>